

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-354344](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-354344)

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst.

Der Quäcker.

Ein Quäcker in London hatte ein hübsches Haus, ein hübsches Vermögen und eine hübsche Tochter. Die Frau war ihm gestorben, und er hatte, als sie ihren Heimgang ahnete, sie noch malen lassen von einem jungen Maler, Namens Weresford. Bei diesem Anlasse hatte der Maler das Mägdlein liebgewonnen und das Mägdlein den Maler, und der Quäcker hatte auch nichts dagegen, denn der junge Mann war brav und fleißig und geschickt. Also gedachten sie einander zu heirathen. Der Maler hatte noch einen Vater am Leben, welcher ebenfalls in London wohnte. Dieser Mann war Kaufmann gewesen und plötzlich reich geworden, ohne daß man eigentlich wußte wie. Um seinen Sohn bekümmerte sich derselbe aber gar nichts und ließ ihn gehen und treiben, was er wollte, und benahm sich, als ob selbiger gar nicht auf der Welt fene.

Als nun der Hochzeitstag herankommen sollte, da ritt der Quäcker hinaus auf daß er Geld einziehe bei seinen Pächtern, denn er hatte viele Acker und hatte sie verpachtet und es war nach der Ernte. Als er nun heimritt und einen großen Geldsack mit sich führte im Pistolenholster und es war tief in der Nacht, und London nicht mehr ferne und die Landstraße menschenleer, da kam ihm ein Reiter entgegen, der hatte das Gesicht verlarvt und hielt eine Pistole in der Hand und nöthigte ihm erst seinen Geldbeutel ab, dann die Uhr und endlich den Sack. Zuletzt zwang er ihn sein Pferd auszutauschen für den Klepper des Räubers.

Also ritt der Quäcker heim, leerer als er ausgezogen war, ohne jedoch den Muth zu verlieren, oder die Hoffnung, den Räuber zu entdecken. Wenn er in London wohnt, bekomme ich ihn, sagte er zu sich.

Und des andern Morgens ließ er dem eingetauschten Rößlein freien Lauf; es wird seines Herrn Krippe nicht vergessen haben über Nacht, meinte er und gieng hinten drein. Obwohl sich nun aber das Rößlein nicht recht ausfinden wollte Anfangs, so fand es endlich doch den Weg und trabte lustig in eine Vorstadt und sprang in einem schönen Hause in das Hofsthor und die Knechte nahmen es in Empfang. Der Quäcker aber folgte nach und erfuhr, daß er im Hause des Herrn Weresford fene, seines vereintlichen Gegenschwähers.

Der Quäcker hatte aber mit demselben keinen Verkehr noch irgend eine Bekanntschaft, dieweil jener um seinen Sohn nichts fragte.

Als er aber hörte, wem das ausgetauschte Rößlein gehöre, und daß der Herr noch im Bette liege, obwohl es hoch am Tage war und zu einer Zeit, wo einer auch zu London aufsteht, der nicht etwa krank ist, oder die Nacht durchwacht hat, da gieng eine böse Ahnung in ihm auf. Und er begab sich hierauf zu dem Herrn des Hauses. Nachdem er selbigen angeredet und seine Stimme gehört hatte, war er nicht mehr im Zweifel. Es war die Stimme des verlarvten Straßenräubers, welcher ihm Geld, Uhr und Rößlein genommen hatte, in der Nacht zuvor. Deswegen sagte er, Freund gieb mir die Uhr wieder zurück, die ich Dir gelttern geliehen habe. Der Quäcker buzt Jedermann und zieht vor Niemanden den Hut ab. Solches ist der Quäcker Brauch und Niemand verdenkt ihnen das. Desgleichen sagte er, gieb mir mein Geld zurück, oder wenn Du es noch länger brauchst, eine Schuldverschreibung.

Wie aber der alte Sünder sah, daß es verrathen war, welsch schändliches Gewerbe er treibe, wollte er den Quäcker nicht lange nöthigen, Anzeige zu machen bei der Justiz, denn er kannte die englische Justiz, daß sie strenge ist, und wußte wohin der Strafreaub in England führt, nämlich an den Galgen, also war er froh in seinem Herzen, so alimpflich wegzukommen, und gab dem Quäcker Geld und Uhr zurück, und ließ ihm sein Rößlein gesattelt vorführen in den Hof.

Zuletzt aber sagte der Quäcker, eine Freundschaft ist die andere werth, versprich mir, daß Du deinen Sohn enterben willst, den Maler; denn er und meine Tochter, sollen kein Vermögen besitzen, welches erworben ist in solchen Sünden.

Und damit begab er sich heim. Des andern Tages erhielt er ein Brieflein von dem alten Weresford, und dankte ihm dieser noch einmal, daß er ihm an der Ehre und am Leben geschonet und auf den bessern Weg zurückgeführt habe. Zugleich schickte er ihm ein Verzeichniß aller der Personen, welche er geraubt hatte, und des Werthes und Betrages der geraubten Gegenstände. Erhebt das Geld aus der Bank auf meinen Namen, schrieb er, als wenn Ihr mirs ins Ausland schicken wolltet, und stellt es in der Stille den Beraubten zu. Das Uebrige ist mein, und mein Sohn und Eure Tochter können es dereinst ohne Vorwurf besitzen.

Der Quäcker aber that, wie ihm geschrieben ward, der alte Weresford reiste über das Meer, und sein

Sohn heirathete des Quäkers Tochter, und ersuhr keines von ihnen ein Wort von dem, was vorgefallen war zwischen ihren Vätern.

Der Befreite.

In Paris, zur Zeit Ludwigs des fünfzehnten, wo es leicht war, durch einen königlichen Verhaftbefehl und nicht durch einen Richterspruch, in das Staatsgefängniß, die Bastille genannt, zu kommen, aber nicht leicht wieder heraus, da ward ein angesehenener Mann von Frau und Kindern hinweggerissen und in ein enges Loch der Bastille eingesperrt, wo er sich kaum bewegen konnte. Hier saß er, ohne den Trost eines freundlichen Umgangs, ohne Hoffnung auf andere Erlösung, als durch den Tod, in der jammervollen Dunkelheit siebenundvierzig Jahre lang. Als aber siebenundvierzig Jahre umfloßen waren und König Ludwig der fünfzehnte gestorben war, da ließ sein Nachfolger die Register der Bastille durchsehen und prüfen, auf daß er die unschuldig Gefangenen befreie, und auch die Schuldigen, welche der Gnade würdig wären, begnadige.

Also ward auch das Kerkergebölge des armen Mannes geöffnet, der siebenundvierzig Jahre lang Bewohner der schrecklichen Bastille gewesen war. Und er trat hervor an die freie Luft und an das Sonnenlicht, und es war, als ob ein Todter herausgestiegen wäre aus seinem Grabe. Seine Gesichtszüge waren starr und unbeweglich geworden, und seine dünnen weißen Haare hart wie Eisendraht, und seine Farbe gelb, und seine hohlen Augen vermochten kaum mehr das Licht des Tages zu ertragen, und seine Füße wankten, und seine Zunge versagte ihm den Dienst. Also ward er über den Hof der Bastille gebracht, und zur Pforte hinaus, die er nicht mehr zu passiren gedachte lebendig, und vor der Pforte stund ein Kaleschein, welches ihn nach seiner Wohnung führen sollte, Straße so und so, Numero so und so viel.

Wie er aber in dem Kaleschein saß, und war mit Mühe hineingekommen, und das Kaleschein fortzufahren anhub, da vermochte er die Erschütterung des Fahrens nicht zu ertragen, und man mußte ihn wieder aussteigen lassen, und in die Straße führen, wo er wohnte. Nummer so und so viel.

Allein der geneigte Leser freut sich jetzt vergeblich darauf, wie der Mann sein Haus wieder findet, und es ist noch alles ziemlich unverändert, nur sind die Läden neu angestrichen, und die Blumenscherben vor den Fenstern sind nicht mehr da, und er findet die Seinigen wieder, auch nur etwas verändert, und weint Freudenthränen, und die alten Nachbarn kom-

men und besuchen ihn, und er labt sich an Speis und Trank.

Rein, so wohl ist's dem armen Manne nicht zu Muth geworden, obwohl es ihm zu gönnen gewesen wäre nach so langer Haft und die Erzählung nimmt ein ganz anderes Ende; denn als er in die Straße kam, wo sein Haus gestanden war, da stand ein anderes großes Gebäude und fremde Menschen giengen ein und aus, und fremde Gesichter zeigten sich an den Fenstern, und die Nachbarshäuser standen auch nur noch in seinem Gedächtniß da, und waren anders geworden in der Wirklichkeit, neue Wirthshäuser, neue Kaufläden, neue Werkstätten!

Und so stund er da fremd in einer fremden Welt, und sein sonderbares Aussehen, und seine sonderbare Tracht erweckten die Neugier derer, die vorübergiengen, und die zu den nächsten Fenstern heraussehen, und sie drängten sich um ihn, und er erzählte ihnen wer er seye und wie er heiße, und wie er weggeführt worden seye von seinen Angehörigen in einen dumpfen Kerker der Bastille anno 1727. Aber es konnte sich Niemand seines Namens erinnern, noch seines Geschlechtes, und Niemand wußte ihm Bescheid zu geben, darüber, wo seine Angehörigen mochten hingekommen seyn.

Endlich fällt einem deren, die da zuhörten ein, daß noch ein alter Bedienter am Leben seye, und noch dazu in der Nähe wohne, der in dem Hause des wiedergekehrten Mannes gedient habe, noch ehe es in jetziger Weise aufgeführt worden seye. Also führten sie den alten Diener herbei. Derselbe vermochte seinen frühern Herrn nicht mehr zu erkennen. Es kann einer schon unkenntlich werden, wenn er siebenundvierzig Jahre lang in einem dunkeln Kerkerloche gefessen ist. Aber den Namen seiner vormaligen Dienstherrschaft wußte er noch zu nennen, und zu erzählen wußte er, daß die Hausfrau schon vor dreißig Jahren vor Kummer gestorben ist, und wo sie begraben liegt, und daß die Kinder fortgezogen sind, in fremde Weltgegenden, um ihr Glück zu suchen, oder ihrem Unglücke zu entgehen. Und daß die Freunde und Nachbarn auch allmählig gestorben sind und verschollen, das wußte der alte Diener ebenfalls zu berichten, aber ohne Mitleid und Mitgefühl, denn die Last der Jahre hatte ihn stumpf gemacht und müde.

Da fühlte sich der alte freigelassene Mann, der die Debigkeit und die Entbehrung und die Langeweile einer fast halbhundertjährigen einsamen Haft ertragen hatte mit Muth und Ausdauer, auf einmal einsam und allein und verlassen, und die Hoffnungen, die ihn getrübet hatten und gestärket in der Kerkernacht, wichen von ihm, und die Menschen, die ihn fremd und neugierig anschauten, erschienen ihm starrer als die Mauern seines Gefängnisses, und der Himmel von Paris lag schwerer

auf ihm, als das niedere und dumpfige Gewölbe, das er kurz zuvor verlassen hatte, also suchte er den königlichen Minister auf, in dessen Geschäftskreis die Befreiung der Verhafteten gehörte, und ließ sich nieder auf ein Knie und bat: Lasset mich wieder zurück in mein Gefängniß! Wer alles verloren hat, und alles überlebt hat, was ihm lieb war und theuer, der hat keinen Wunsch mehr, als das Grab! Lasset mich wieder lebendig tod sehn; es ist kein Schreckniß zu sterben, aber zulezt sterben, das ist ein Schreckniß.

So bat der unglückliche Mann, und der Minister ward tief erschüttert über solchem Wunsch und solchem Schickal. Aber die fürchtbare Bitte gewährte er nicht. Nein er ließ den alten Menschen, der durchaus jeden Verkehr scheute mit dem neuen Geschlechte, eine Wohnung aussuchen, in einem entlegenen Theile der Stadt, hinten hinaus, wie er es wünschte, und gab ihm jenen alten Diener zum Gesellschafter, damit er doch Jemand habe, mit dem er sprechen könne von seiner Frau und seinen Angehörigen und von seinen Freunden aus der alten Zeit. Der alte Mann genoß aber seine Freiheit nicht lange; er starb noch lange vor dem Ausbruche der ersten französischen Revolution.

Johann van Scheffelaer.

Im Jahre 1482 hatten die Holländer mit den Kamertsfortern und Utrechttern kühnen Streit. Ein holländischer Kriegsmann, Johann van Scheffelaer vertheidigte damals den Thurm von Barnefeld mit höchstens zwanzig Mann gegen eine Anzahl von Feinden, welche den Holländern bei weitem überlegen war. Also ward ihnen hart zugefetzt. Aber die Feinde vermochten den Thurm nicht zu nehmen und Johann van Scheffelaer sprach den Seinigen Muth zu. Als nun aber der Thurm nicht mehr lange zu halten war, da erbot sich die kleine Besatzung zu kapituliren, und verlangte ehrenvollen freien Abzug. Die Feinde aber zürneten dem holländischen Anführer, dieweil er sie durch seinen Muth und seine Beharrlichkeit nicht nur viele Zeit gekostet hatte, sondern auch viele Leute. Also erklärten sie sich nicht bereit zur Bewilligung einer Kapitulation, es sene denn daß die Belagerten ihren Anführer herunterstürzten von der Höhe des Thurmes. Dieses Anerbieten erfüllte nun aller Herzen mit Abscheu und Entsetzen, und sie wollten lieber umkommen im Kampfe gegen die Uebermacht, als ihre Hände beflecken mit dem Blute des Anführers. Aber Johann van Scheffelaer dachte anders. Er wollte seine muthigen Kampfgenossen erretten, selbst um den Preis seines Lebens. Also stieg er auf die Brüstung des hohen Glockenthurms. »Kameraden, sagte er, sterben muß

ich doch einmal, aber Euer Unglück will ich nicht auf mich nehmen!« Und damit sprang er hinab in die Tiefe!

Der Kaiser und der Maler.

Ein polnischer Maler, Suchodolsky mit Namen, zu Warschau, hat sich durch besondere Fertigkeit und Kunst Schlachten zu malen einen Ruf erworben, also daß sein Name auch zu den Ohren des Kaisers drang und seine Gemälde Beifall fanden vor dem Kaiser Nikolaus. Also gab ihm der Kaiser Nikolaus auf, eine der Schlachten zu malen, die unter seiner Regierung vorfielen, aus dem Türkenkriege, und der Maler vollzog diese Aufgabe zur großen Zufriedenheit des Kaisers. Als nun Kaiser Nikolaus bei seinem Aufenthalte zu Warschau das Bild wohlgefällig betrachtete, und den Künstler, den er reichlich belohnt hatte, ebenfalls, da gedachte der Monarch demselben neuen Stoff zu geben zu Verdienst und Ruhm, und gab ihm auf, die Schlacht bei Ostrolenka zu malen, wo die Russen und die Polen so hart auf einander getroffen sind, vor zehn Jahren, wie sich der geneigte Leser noch wohl erinnert. Als aber der Maler das Wort Ostrolenka hörte, da freuete er sich nicht des kaiserlichen Auftrages, und sein Herz überwallete, und er sprach: Herr erlasset mir das Bild, ich bin ein Pole, und ich habe selbst gekochten bei Ostrolenka, und zweien meiner Brüder sind liegen geblieben auf der Bahstatt! Und das war ein kühnes Wort dem Kaiser aller Reussen gegenüber, vor der seinen Zorn über die Vorgänge in Polen vom Jahre 1831 unverhohlen hat kund werden lassen, und dem Leser wird es hange für den Künstler. Allein der Kaiser ehrete den Muth und die Aufrichtigkeit des kunstfertigen Polen, und beharrte auch nicht auf dem Auftrage, nein er bestellte zum Zeichen seiner ferneren Gnade jetzt sechs Bilder bei ihm, und ließ dem Künstler die Wahl des Gegenstandes, und das war schon von dem Kaiser.

Der Zimmet.

Der geneigte Leser, welcher durch den Kalender von 1840 erfahren hat, nicht allein, wo der Pfeffer wächst, sondern auch wie er aussieht und wie er gepflanzt und versendet wird, und deswegen mit schon mehr Respekt auf ein Pfefferkörnlein beißt, in einem Schwartenmagen, hat damit etwas Apartes bekommen vor der Leserin, welche den Pfeffer nicht besonders liebt, und der Hausfreund, der Jedem gerne etwas mitbringt, bringt der Leserin dieses Jahr einen andern Gewürzbaum mit, nämlich den Zimmetbaum,

denn dieser Baum ist auch ein merkwürdiges Gewächs, und es ist schon der Mühe werth, daß man sich darüber unterhält.

Der Zimmet, dieses feine Gewürz kommt auch weit her aus heißen Landen, von dem Zimmetbaum, der so zu sagen ein Better von den Lorbeerbäumen ist, denn er gehört zu ihrem Geschlechte, und schon ein stattlicher Baum ist. Wird er nicht fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch, und erreicht sein Stamm nicht eine Dicke von anderthalb Fuß im Durchmesser?

Der Zimmetbaum hat aber längliche, eirunde Blätter, oben ganz dunkelgrün und glänzend, unten gegen den Stiel hin aber werden sie gräulichgrün und hören auf zu glänzen. Solche Blätter bleiben Jahr aus, Jahr ein grün, und wo ein altes herunterfällt, da keimt dafür ein junges wieder nach. Wenn aber die Blüthezeit herankommt, zu einer Zeit, wo die geneigte Leserin keinen blühenden Baum sieht und meistens Blumen an den Fensterscheiben, und am Ofen sitzt und vielleicht im Kalender blättert und die schönen Abbildungen betrachtet und die lehrreichen Erzählungen liest, im Jänner nämlich, da treten Blüthen hervor zwischen den Blättern, kleine weißliche Blümlein, hübschelweiß, und freuen sich der mächtigen Sonnenwärme und verbreiten einen herrlichen Geruch. Solche Blüthen dauern bis in den März. Dann bildet sich die Frucht und sieht fast aus wie eine kleine Eichel und wird immer röther und zuletzt schwarzroth und trägt in solcher Hülse eine Nuß mit einem schönen purpurrothen Kern.

Das ist der Zimmetbaum, und sein Vaterland ist Ostindien, das fette Land mit sammt seinen vielen Inseln und am schönsten wächst er auf der Insel Ceylon.

Der Zimmet aber, der weit ausgeführt wird in alle Lande, ist ein Theil seiner Rinde. Der Zimmetbaum hat eine doppelte Rinde. Eine äußere, welche bräunlich grau, oder graulichbraun aussieht, der Leser hat die Wahl, und weder Geruch hat noch Geschmack. Unter dieser äußeren Rinde liegt eine röthlich gelbe, welche das bekannte Gewürz gibt.

Wie bekommt man aber diese Rinde, ohne den Baum zu verderben? Antwort: Man wartet bis der Baum ausgewachsen ist, wozu er in manchen Gegenden fünf Jahre braucht, in manchen dagegen sieben oder acht. Im Sandboden wächst er schneller, als im Leimenboden. Dann haut man die dreijährigen Zweige desselben herunter und schält hernach die Rinde ab, oder man schält zuerst die Zweige und schlägt sie dann herunter. Der Baum treibt immer wieder neue Zweige.

Solches Einsammeln geschieht zu zweien Malen im Jahre, und es giebt eine große und eine kleine Zimmeternte.

Es giebt in heißen Landen, wie in Italien, bei

nen Winter, wie in unsern Gegenden. Aber die Natur gönnt den lebenden Geschöpfen, den Menschen und Thieren und den Pflanzen Erholung und Erquickung. Dies geschieht aber in der Regenzeit, wo es mehrere Monate lang regnet, und dies gilt dort für den Winter, aber alles Erdreich steht frisch und grüner da, in den erquickenden Regengüssen. Diese Zeit tritt ein im April und endigt im Monate August. Alsdann ist die große Zimmeternte. Die kleine Zimmeternte dauert vom November bis in den Jänner, wo es trocken ist und heiß.

Zum Abschälen hat man ein krummes zweischneidiges Messer, die äußere, unschmackhafte Rinde muß natürlich mit der innern würzhaften Rinde abgeschält werden. Alsdann sondert man sie aber davon, und die würzhafte Rinde wird in die Sonne gelegt, wo man sie trocknen läßt. In der Sonne rollt sie sich wieder in die Form zusammen, welche sie hatte, als sie noch den Zweig umgab.

Wenn die zusammengetrollten Stücke trocken sind, schiebt man immer ein kleines in ein größeres, also daß immer eines das andere umschließt. Dann wickelt man sie erst in leinene Tücher und diese wieder in ein Fell, und so kommen sie nach Europa und in die Gewürzlade mancher rheinländischen Hausfrau.

Nach Verfluß von drei Jahren hat sich ein Baum wieder so erholt, daß man von Neuem Rinde holen kann.

Merke in Ceylon, wo der Zimmetbaum am allerliebsten wächst, da braucht er keiner großen Abwartung und Pflege, und bedarf auch nicht der Menschenhand zu seiner Verbreitung, nein, die Vögel unter dem Himmel thun ihm diesen Gefallen. Es gibt verschiedene Vögel, die nichts lieber fressen, als die Frucht des Zimmetbaums. Die fleischige Umgebung des Kernes schmeckt ihnen und nährt sie, aber den harten Kern können sie nicht verdauen. Also geht er wieder ganz von ihnen fort. Wo er nun auf das fruchtbare Erdreich fällt, da wächst ein junger Zimmetbaum hervor. Es geht bei uns auch so mit manchem Gewächs. Aber in Ceylon gibt es keine bösen Buben, welche die Vogelnester ausheben, wie bei uns.

Merke, die Rinde des Zimmetbaumes ist nicht nur geschätzt in der Küche als Gewürz, sondern auch, wegen ihrer heilsamen Kräfte, in der Apotheke macht man nicht Zimmet-Tinktur, Zimmet-Syrup, Zimmet-Wasser und Zimmet-Spiritus daraus? Und das Eine oder das Andere wird mancher heilsamen Arznei beigemischt. Im Vaterlande des Zimmetbaumes macht man aus seiner Rinde ein kostbares Del, ein sehr kostbares Del, denn aus einem ganzen Pfunde Rinde bekommt man bloß eine Unze Deles. Jetzt kann sich die Leserin schon denken, daß solch ein Safflein seinen

hohen Preis hat. In Ceylon selbst kostet die einzige Unze nicht weniger, denn zehn Gulden, in Europa gahlt man vierzig Gulden dafür, und noch mehr. In einem solchen Dele ist aber die ganze Kraft der Zimmetrinde zusammengefaßt, und wer ein Tröpflein davon auf die bloße Hand fallen läßt, bekommt eine Entzündung.

Im Vaterlande des Zimmetbaumes wird er auf verschiedene Art benutzt, man bereitet Del aus seinen Blättern und einen heilsamen Balsam, Zimmetwachs genannt; aus seinen Früchten macht man Bäder süß düften, so wie durch seine Blätter; die Blätter des Zimmetbaumes riechen ebenfalls angenehm, und wenn der Baum alt ist und keine Blüten mehr treibt und man ihn abhauea muß, dann verfertigt man allerhand wohlriechende Fahrnißstücke aus seinem Holze.

Solches ist der Zimmetbaum, und hat jetzt Mancher etwas zum Nachdenken, wenn er ein Stücklein Zimmet in die Hand nimmt, und manche Leserin des Hausfreundes kann der Leserin eines andern Kalenders ein lehrreiches Wort sagen über den Zimmetbaum und seine würzhafte Rinde, und braucht nicht zu gestehen, woher sie es hat, der Hausfreund verlangt es nicht.

Der Erbe.

(Mit einer Abbildung.)

Im schönen Palmenlande India lebte ein junger Mensch, Rhyrun Khan genannt, vater- und mutterlos, aber im Besitze eines großen Vermögens. Sein nächster Anverwandter hieß Mumtaz Ali und war, wenn Rhyrun Khan kinderlos gestorben wäre, sein nächster Erbe nach den Gelezen seines Landes. Rhyrun Khan war aber noch ein Knabe, erst 12 Jahre alt, obwohl er im eigenen Hause lebte und seine eigene Dienerschaft hatte, denn in Indien ist der Mensch mit zwölf Jahren reifer und weiter vor unter dem heißen Himmel, als am Rheine, oder am Donauström. Sein nächster Freund und Bluts-Verwandter Mumtaz Ali liebte aber den Knaben weniger als dessen Vermögen, oder vielmehr, er liebte den Knaben gar nicht, und dessen Vermögen sehr, also, daß er daran dachte, bei Tage und bei Nacht, wie schön es wäre, wenn der Knabe abstürbe und er Herr würde seiner Häuser und seiner Felder und seiner Knechte und seiner Kameele und seines Geldes. Und wie er immer an das Erben dachte, und der Knabe immer schöner und kräftiger ausblühte, und seine Hoffnungen auf die reiche Erbschaft immer geringer wurden, und seine Gier darnach immer heftiger, da flüsterte ihm der Satan ins Ohr, bringe den Knaben um, auf eine versteckte Weise! Und er verstopfete sein Ohr nicht ge-

gen solche Einflüsterung und gedachte von nun an, wie er sich des Knaben entledigte.

Wer eine böse That im Sinne trägt, der findet immer auch eine Gelegenheit, sie auszuführen. War nicht Rhyrun Khan ein leidenschaftlicher Fischer, und fuhr er nicht ganze Tage lang allein in einem Nachen auf dem großen Fluße Ganges herum um zu fischen und angeln? Also gieng Mumtaz Ali in einer Nacht an die Stätte, wo Rhyruns Nachen angebunden war, und schnitt den Nachen los, und ließ ihn vom Wasser fortreiben, und warf einen Turban und einen Mantel, wie Rhyruns Turban und Mantel ihm hindendrein in das Wasser, damit man meinen sollte, der Knabe seye beim Fischen verunglückt, und seye im Wasser etwa von einem Krokodil gefressen worden. Ein Ganges-Krokodil kann schon fertig werden mit einem zwölfjährigen Knaben. Und der geneigte Leser glaubt das dem Hausfreund aufs Wort, wenn er vernimmt, daß das Ganges-Krokodil eine Eidechse ist in der Länge von 18 bis 20 Fuß, und im Oberkiefer 60, im Unterkiefer aber 50 Zähne hat. Ein solches Thierlein, das überdies eine hornartige Haut trägt und kugelfest ist, ist im Stande einen ganzen Ochsen ins Wasser zu ziehen und ihn zu verschlecken! Und wenn ein Mensch in den Ganges fällt, in der Nähe eines solchen Thieres, so braucht er sich nicht mehr vor dem Versaufen zu fürchten!

Solche Vorkehr trug nun Mumtaz Ali. Alsdann suchte er seinen Anverwandten auf, hieß ihn Bogen und Pfeil mit sich zu nehmen, und lockte ihn unvermerkt in ein Gebüsch, Pfauen zu schießen, die in jenem Lande wild herumfliegen. In dem Gebüsch aber war ein Brunnen, fünfzig Fuß tief und darüber, und zwölf Fuß hoch mit Wasser gefüllt, dahinein schleuderte er den Knaben und begab sich schleunig nach Hause.

Als aber Rhyrun Khan nicht nach Hause kam und nirgends gefunden ward, und als endlich sein Nachen und sein Turban aus dem Ganges herausgefischt wurde, da war nirgends ein Zweifel mehr, daß der Knabe ertrunken seye, oder die Beute eines Krokodils geworden. Auf Mumtaz Ali hatte kein Mensch auch nur den entferntesten Verdacht, denn er hatte sich in keiner Weise verrathen und Niemand zum Vertrauten seines Mordanschlages gemacht, und kein menschlich Auge hatte gesehen, wie er seine Unthat verübte. Also kam Mumtaz Ali in den Besitz der Erbschaft des reichen Rhyrun Khan.

Aber er sollte nicht lange die Früchte seiner Schandthat genießen und der Rache-Engel schwebete über seinem Haupte.

Der Knabe nämlich war nicht todt, sondern lebte. Beim Herabstürzen in den Brunnen hatte er einen hervorragenden Stein ergriffen und sich daran gehal-

ten, an einen andern Stein, welcher ebenfalls aus dem Gemäuer des Brunnens hervorstund, hatte er den einen Fuß gestellt, also daß er über dem Wasser war. Mumtaz Ali hatte aber nicht bemerkt, daß er seine That nur halb vollendet hatte, und war alsbald heimgeißelt, voll teuflischer Freude über das Gelingen des Mords.

Der Knabe aber schwebte in Angst und Hoffnung über dem Wasser des Brunnens (wie die gegenüberstehende Abbildung zeigt) und flehte zu Gott, daß er ihm einen Retter senden möge. Und siehe, sein Gebet ward erhört, wenn auch nicht alsbald, den andern Morgen kamen einige Fakire durch das Gebüsch um Wasser zu schöpfen an dem Brunnen. Diese fanden den Knaben und zogen ihn hervor.

Der Leser ist von jeher gewohnt, daß ihm der Hausfreund alles auseinandersetzt und erklärt, daß er ruhig weiter liest, obgleich er vielleicht nicht weiß, was ein Fakir ist. Man kann nicht alles wissen, was im Ausland vorkommt, absonderlich in fernem Landen jenseits des Meeres.

Fakire sind Menschen in Indien, welche sich zur Büssung und Besserung von andern Menschen absondern und sich allerhand Entbehrungen auflegen zur Ehre Gottes, und allerhand selbst gemachte Pein und Qualen. Sie treiben ihre Entsaugung auf alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens so weit, daß sie sich niemals waschen und kämmen. Dem geneigten Leser fällt jetzt vielleicht auch ein guter Freund ein, der in Hinsicht des Waschens und Kämmens in Indien es leicht zu einem Fakir bringen könnte. Solche Leute säen und erndten nicht und treiben keine Handthierung noch irgend ein Gewerbe. Sie wohnen oft allein, oft zu Mehreren an einsamen Orten. Viele und die Meisten derselben führen ein wanderndes Leben. Das indische Volk, welches großen Respekt vor ihrer Frömmigkeit hat, versteht sie mit dem Nothwendigsten. Der Fakir besitzt nie etwas. Er lebt ausschließlich vom Almosen guter Leute.

Solche wandernde Fakire waren es, welche den armen Rhyrun Khan in dem Brunnen fanden. Solche Werkzeuge hatte der liebe Gott zur Rettung des Knaben erkoren. Sie waren aber auf einer Wallfahrt begriffen, welche mehrere Monate andauern sollte, für irgend einen frommen Mann aus Hindostan, der so etwas in irgend einem Gelübde versprochen hatte.

Der gereizte Knabe aber trug Bedenken, alsbald wieder heimzukehren, damit er nicht zum zweitenmale seinem Vorfolger in die Hände falle, und das Opfer seiner Nachstellungen und seiner Habsucht werde. Also entschloß er sich bei den Fakiren zu bleiben, und mit ihnen ihre mühsame Wanderung fortzusetzen und so zu den Verwandten seiner Mutter, welche in einer weit entfernten Stadt lebten, zu gelangen. Von den Verwandten seiner Mutter hoffte er Rath und Hilfe.

Die Fakire verstanden sich gerne dazu, ihn aufzunehmen in ihre Gesellschaft, zumal er einiges Geschmeide bei sich getragen und mit demselben seine Retter belohnt hatte.

Und so machte er die ganze Wallfahrt mit, und die Reise dauerte einige Monate und erit jetzt hatten die Fakire Zeit ihn zu dem Wohnsitz seiner Anverwandten zu bringen und diese erstaunten nicht wenig, als er hereintrat, im Gewande eines Bettlers, und sagte: Sehet, ich bin der Sohn Eurer Schwester.

Und obwohl die Anverwandten allerhand Zweifel hegten, und Bedenken trugen, daß der arme Knabe der todtegeliebte Sohn ihrer Schwester seye, so mußte der Knabe durch seine Angaben und Erzählungen doch bald ihre Zweifel zu entfernen, und die Fakire bestätigten seine Aussagen, und zeigten zum Beweise derselben, die kostbaren Gewande vor, welche er getragen, als sie ihn im Brunnen fanden und die Geschmeide, so er ihnen gegeben hatte.

Also beriethen sich die Blutsfreunde des Knaben mit ihm zu Mumtaz Ali zu reisen, und denselben zu nöthigen, seinen so schlecht erworbenen Reichthum dem rechtmäßigen Eigenthümer herauszugeben. Die Fakire mußten sie begleiten.

So kam die Reisegesellschaft zu Mumtaz Ali, welcher jetzt im Hause seines vermeintlichen Opfers wohnte. Dieser war sehr erkaunt über diesen unerwarteten Besuch, doch empfing er seine Gäste artig und höflich. Rhyrun hatte sich hinter die andern versteckt, und war nicht bemerkt worden! Da siehe, trat Rhyrun Khan hervor. Und obwohl er etwas mehr gebräunet worden war, von der heißen Südsonne während der langen Wanderung und etwas größer geworden, zumal bei den Anstrengungen der Reise, so ward er alsbald erkannt von seinem gewissenlosen Anverwandten und von seinen Knechten, oder vielmehr seinen Sklaven, welche jetzt dem reichgewordenen Erben dienten.

Deßhalb erschreck er heftig, und die Erzählung von seiner Schandthat und der Rückkehr des Todtegeliebten durchlief alsbald die ganze Gegend, und die Gerichte ließen den Missethäter ergreifen und in das Gefängniß werfen.

An der Wahrheit der Angaben des Rhyrun ward aber um so weniger gezweifelt, als man den Brunnen besichtigte, und sich die hervorragenden Steine zeigten und in der Nähe des Brunnens, Pfeil u. Bogen des Knaben, womit er die Pfauen hatte schießen wollen, sich noch vorfanden.

Rhyrun erhielt sein Vermögen wieder. Mumtaz Ali aber wartete die Untersuchung und den Richterspruch nicht ab, sondern tödtete sich selbst durch Gift. Zu solchen Thaten und zu solchem Ende können Habsucht und Geldgier führen.

ernte das, ha
mal er einst
denselben sah
Walfahrt na
und erst jetzt
wünge seine
wunten nicht
Bettlers, un
Schweller.
ten allerhand
doch der um
weiser jene, in
und Erdbienen
und die Jahr
geboten zum
e vor, wech
haben und die
tte.
stehende bel
en, und bel
den Reichth
ungen. Die
it zu Mann
ernstlichen
nt über die
er seine G
unter die an
eden! De
und obwohl e
m der heis
erung und et
ultungen be
von seinem
einen Rechi
jetzt dem re
und die E
Klöße bei
unge Gegen
ergriffen
des Rhodan
in den Brun
Steine ge
Bogen des
len, sich no
gen wieder.
ng und des
sich selbst
solchem Ent



Die Einladung.

Der König Philipp der zweite von Spanien, war ein überaus strenger und finsterner Herrscher. Mehr als ein Tag seines Regentenlebens ist mit Blut in die Blätter der Geschichte eingetragen. Das Wirksamste Mittel zum Herrschen war ihm der Schrecken. Am strengsten und unerbittlichsten war er gegen Uadets-Bläubige.

Von einem solchen Regenten läßt sich viel Furchtbares erzählen, aber wenig Erheiterndes. Allein trotz seiner Strenge und seiner Härte hatte der König Philipp doch hier und da einmal eine Umwandlung von schmerzhafter Laune, und eine Erzählung aus einer solchen Stimmung des finsternen Philipp giebt diesmal der Hausfreund dem Leser zum Besten. Es müssen alle Länder und alle Zeiten dazu beitragen, den Kalender unterhaltend zu machen und zu bereichern.

Der König Philipp hatte im Jahre 1557 am Laurentiustage, am 10. August, eine große und wichtige Schlacht gewonnen über die Franzosen. Deswegen hatte er ein Gelübde gethan, dem heiligen Lorenz ein Kloster zu bauen. Also begann er sieben Meilen von seiner Hauptstadt Madrid ein Kloster zu errichten, genannt Eskorial. Dieser Bau dauerte sehr lange und kostete den König nicht weniger als 5,260,570 Dukaten, viel Dukaten. Ein solches Gebäude kann schon was Prächtiges und Seltenes werden, und der König hielt sich gerne dort auf, und die Leute kamen von allen Theilen des Landes herbei, um den kostbaren und prachtvollen Bau zu beschauen und zu bewundern.

Einmal befindet sich der König in einem der vielen Säle des Eskorial und ist gerne für sich, und hat kein Gefolge um sich, und ist entkleidet von allen Zeichen königlicher Pracht und Würde. Nicht lange darauf kommt ein reisender Spanier herein, beschaut den Saal und die Gemälde, die darinnen aufgehängt sind in breiten goldenen Rahmen, weiß nicht, was eines dieser Bildwerke vorstellt, und eben so wenig, daß der Mann im Saale der König ist, also wendet er sich an den König und fragt ihn dieß und das und der König gab ihm den verlangten Bescheid.

Nachdem er aber den verlangten Bescheid erhalten hatte, und immer noch keine Ahndung, daß er vor dem furchtbaren Philipp steht, sondern höchstens meint, er rede mit seines Gleichen, da sagte er: Lieber Herr, ich heiße Garcia's Torello, und wohne zu Corunna in der Provinz Galicia, wenn ihr einmal in unsere Gegend kommt, und mich besuchen wollet, werde ich Euch ein Glas Wein hinstellen, der Euch schmecken soll! — Darauf erwiederte der König: Ihr seyd sehr gütig, was mich betrifft, so heiße ich Phi-

lipp, und bin König von Spanien und in beiden Indien, und wenn Ihr einmal nach Madrid kommt, hoffe ich, werdet Ihr mich besuchen, in meinem Schloß, ich werde Euch auch keinen Krähler hinstellen. So sagte König Philipp der zweite, furchtbaren Uadets-Bläubigen.

Johann Jakob Langenbacher.

Als am fünfundzwanzigsten Oktober des Jahres 1778, es war an einem Sonntag, das erste Zeichen zum Frühgottesdienste vom Gutacher Kirchenturme herunterklang, und sich Jung und Alt rüstete zum Kirchengang, da dachte Niemand, daß noch vor dem zweiten Läuten ein furchtbares Naturereigniß ebenfalls ein Zeichen geben werde, an Gott zu denken und an das letzte Stündlein und wieder ein Zeichen für Viele, Gott zu danken für glückliche Rettung.

Ehe aber das zweite Zeichen gehöret werden konnte von dem Gutacher Kirchenturme, da ward aus dem Regen, der schon längere Zeit angebauert hatte, ein fürchterlicher Wolkenbruch und die Fenster des Himmels schienen sich zu öffnen in der ganzen Gegend, und die Bäche schwellen an zu gewaltigen Strömen, immer wachsend und wachsend, und wälzten Bäume fort und Felsstücke, und spielten die Häuser der Menge weg, und wühlten die Todten aus ihren Gräbern, und herabstürzende Erdsälle begruben das für lebende Menschen, und viele ertranken in den brausenden Fluthen.

Am meisten aber litt das Gutacher Thal und das Dorf Gutach, und der Hausfreund hat noch manchen Leser in Gutach, der erinnert sich an jenen Tag mit eigenen Empfindungen und mancher andere jüngere Leser gedenkt dabei, was ihm der Großvater selig von diesem Schreckentage oder die Großmutter erzählt hat.

Schwill nicht die rasche, silberhelle Gutach plötzlich an zu einem gelben, schäumenden, wüthenden Strom, und hatte das ganze schöne Thal überschritten, und war ausgetreten brausend und tobend und zerstörend über Felder und Straßen, und hatte die zerstörende Fluth nicht sechs Häuser in Gutach also umgeben und umspült, daß die siebenunddreißig Menschen, die darinnen wohnten sich nicht mehr retten konnten, noch der Gefahr entrinnen.

In solcher Stunde der Noth mochte das zweite Zeichen nicht herunterklingen von dem Gutacher Kirchenturme, aber manches Gebet flog zu dem lieben Gott empor um Rettung oder doch um Trost in dem letzten Stündlein.

Und der liebe Gott ließ dieß Gebet nicht unerhört. Hatte er doch den Retter auserlesen für die Bedrängten, aus ihrer eigenen Mitte.

In einem der sechs von den Fluthen umspülten Häuser wohnte ein Schreiner Johann Jakob Langenbacher, ein Mann von achtundfünfzig Jahren.

Johann Jakob Langenbacher hatte die Welt gesehen auf seinen Feldzügen als Soldat, auf seinen Wanderungen als Gefelle, überall mit aufmerksamem Blick, überall mit Ruhen und Vortheil. Und hatte er ein fromm und christlich Herz mit hinaufgetragen auf seine Feldzüge und Wanderungen, so hatte er es eben so fromm wieder heimgebracht. Von mancher Gefahr war er ein muthiger Augenzeuge, zum Beispiel von dem großen Erdbeben in Vissabon, wo eine der schönsten Städte in ein Paar Minuten in Trümmer zusammenkrachte und 100,000 Menschen unter den einstürzenden Häusern begraben wurden!

Ein solcher Mann war es, der zum Erretter seiner Nachbarn erkoren war von der göttlichen Vorsehung.

Denn als es ihm gelungen war, nach vieler Mühe ein Seil aufzutangen, welches ihm seine herbeieilenden Mitbürger von einem höher gelegenen Orte hergeworfen hatten, da zog er mittelst dieses Seiles einige Keitern über das Wasser herauf und erbaute aus ihnen eine Nothbrücke. Auf einer Seite stützte sich diese schwankende Brücke auf das Dach eines Hauses, auf der andern auf einen Baum, der aus dem schäumenden Wasser hervortragte.

Jetzt stieg er mit Gefahr seines Lebens von Dach zu Dach über die Häuser, die da wankten in der Wasser-Fluth und holte einen seiner Nachbarn um den andern, und führte die Schwankenden über die leichte Brücke, und wem die Füße den Dienst versagten in der Angst und im Schrecken, den trug er hinüber mit kräftigen Armen.

Und so hatte er vielemals die Brücke überschritten, kräftig, nicht erschöpft und nicht verzagt, und die Fluth war inzwischen gestiegen und gewachsen und hatte eines der sechs Häuser bereits umgeworfen, und Langenbacher hatte eben die zwei letzten hinüber getragen, zwei Kindlein und sie in die Arme ihrer Eltern gelegt, da gieng er nochmals hinüber etwas zu holen aus seinem Hause, vielleicht ein theures Erbstück von seinen Vätern her, oder sonst ein werthes Angedenken.

Und auch diesmal überschritt er glücklich die schwankende Brücke, aber die Fluth war inzwischen abermals gestiegen und gewachsen, also daß die Brücke mit einem ihrer Stützpunkte umgeworfen ward, und war keine zweite zu errichten möglich.

So war der Retter Angesichts der Erretteten von aller Hilfe abgeschnitten, und die Nacht begann heran zu dunkeln und die Wasser rauschten und schwallen, und die wachsende Fluth warf eines der Häuser um

das andere um, und verdeckte ihre Trümmer mit ihren schäumenden Wellen. Und Hilfe war nicht möglich. Da stürzte endlich auch der hintere Theil des Langenbacher'schen Hauses zusammen, und die Wellen spülten immer mehr davon weg, und Langenbacher sah sein weinendes Weib und seine verzagten Freunde und vor sich und um sich den sichern Tod.

Aber der Tod schreckte ihn nicht, denn seine Seele war erfüllt von einem frommen Glauben, und als ihm nur noch eine kleine Stätte übrig geblieben war, alwo er sicher blieb vor den steigenden Wassern, da nahm er ein Gebetbuch und betete, und als die Nacht den Himmel umjogte hatte, da sah man ihn auf den Trümmern seines Hauses in der einen Hand einen Lichtspan, in der andern das Gebetbuch, unbedümmert um das Rauschen der Wogen, und unerschrocken vor der dunkeln Nacht. Und als er gebetet hatte, nicht todessdange, sondern todessfreudig und sich immer näher fühlte seinem Erlöser, da drängte es ihn die Freudigkeit seiner Seele auszusprechen in erhebendem Gesang. Und eben als er glaubte von der Fluth hinweggerissen zu werden, da begann er das Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Seine Gefänge und Lichtspäne, die er von Zeit zu Zeit anzündete, waren den Seimigen, die ängstlich des kommenden Tages harreten, ein Zeichen, daß er noch lebe. Weinend und betend erwarteten sie die Dämmerung des Morgens.

Der Morgen dämmerte heran, — und jede Spur des frommen Menschen-Erretters war verloren.

Die Fluthen sanken aber und verloren sich, und die Gutsack rauschte wieder in ihren Ufern, und siehe da fand sich der Leichnam, eine Viertelstunde unterhalb des Dorfes auf einer Wiese.

Er ward begraben am 28. Oktober 1778; mit ihm zweien Knaben von Frohnbach, die auch ein Opfer der Ueberschwemmung geworden waren.

So starb Johann Jakob Langenbacher. Es läßt sich vieles sagen über solch ein Sterben, aber der Hausfreund hat nicht nöthig solches zu thun, denn der Leser und die Leserin sagen sich solches alles selber.

Der Hausfreund ist nicht der Erste, welcher das schöne Ende Langenbachers erzählt. Ein hochachtungswerther Mann hat es gethan in einem Buche, das viele schöne, große und edle Handlungen teutscher Männer aufzählt, schon Anno 1820. Der Hausfreund aber, der jedes Jahr ein schönes Beispiel, ein schönes Leben oder Sterben eines Landmannes seinen Lesern mittheilt, und das Gedächtniß edler Menschen wieder auffrischt, hat sich gedrungen gefühlt, auch Langenbachers Gedächtniß wieder aufzufrischen und seinen Namen denenkund werden zu lassen, die ihn noch nicht kannten. Der

Hausfreund kennt den geneigten Leser wohl und seine Gesinnung.

Der Gelehrte und der Schiffer.

Es war einmal ein Gelehrter, der konnte lateinisch denken, trotz dem Hausfreund, und griechisch reden, noch besser als der Hausfreund, und arabisch und aramäisch und syrisch, und hatte, was zu lernen war, hineingepropft in seinen Kopf, und das war kein Fehler.

Aber anstatt solches Wissen und solche Gelehrtheit gehörig anzuwenden, zum Vortheile und zur Belehrung seiner Nebenmenschen, behielt er Alles für sich zurück, wie ein Geiziger, und gönnte Niemandem etwas davon. Nicht wie es der Hausfreund macht, der Jedermann gerne belehrt und aufklärt und das war ein Fehler.

Dabei wohnete er in einem einsamen Städtlein, von allem Umgange entfernt, außer mit seinen Büchern. Bisweilen trieb es ihn aber doch hinaus aus der Stubenluft auf das freie Feld und unter den freien Himmel. Und obwohl er mit Niemandem Umgang suchte und genug hatte an seinen Büchern, so fühlte er doch bisweilen das Bedürfnis sich zu unterhalten, und redete manchen Landmann an, der ihm entgegtrat und ihm die Zeit bot.

Aber wie redete der hochgelehrte und hochmüthige Mann die Leute an? Antwort: Er fragte sie über Dinge, die sie nicht wußten und nicht wissen konnten, und höhnete sie, und that groß und dick vor ihnen mit seinem Wissen, so doch Niemandem etwas nützte. Eine solche Art und Weise ist eines Gelehrten nicht würdig und nicht edel, und der Hausfreund, der sich doch auch was herausnehmen darf und wohlgeklommen ist bei dem geneigten Leser und mancher gütigen Leserin, möchte sich so etwas nicht erlauben.

Eines Tages aber gieng der höhnische und hochtrabende Gelehrte wieder einmal spazieren und machte ein langweiliges selbstzufriedenes Gesicht, und dachte, bin ich nicht ein lebendiges Buch oder vielmehr eine lebendige Bibliothek und kann doch niemand in mir lesen. Und wie er so gieng und dachte und sich Lobsprüche sagte und erfüllet war von Zufriedenheit mit sich selbst, da sah er einen Schiffer in seinem Rachen stehen, und machte sich an denselben, um mit ihm zu plaudern.

Das Städtlein nämlich, in welchem der Gelehrte wohnte, lag an einem beträchtlichen Flusse.

Also trat der Mann des vielen Wissens zu dem Schiffer in seinen Rachen und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn, ob er lesen könne.

Der Schiffer sagte, wo soll's auch herkommen, bin ich doch in meiner Jugend vielmal neben die Schule gegangen, aber wenig hinein.

Da blinzelte der Gelehrte mit den Augen und sagte, Freund, da habt Ihr ein Viertel eures Lebens verloren, und fragte wiederum den Schiffer, ob er schreiben könne.

Und der Schiffer erwiderte abermals, wo soll's herkommen, nicht die Spur.

Da sprach der Gelehrte wiederum mit höhndem Mitleide darnach habt Ihr euer halbes Leben verloren und fragte abermals wieder, versteht Ihr Logik, Optik, Botanik, Ornithologie, oder Mineralogie.

Der Schiffer, welcher alle diese gelehrten Ausdrücke nicht besser verstand als mancher geneigte Leser des rheinländischen Hausfreundes, schüttelte den Kopf, als wenn er meinte, der Gelehrte habe am Ende einen Haarbeutel oder gar einen Sparren zu viel im Kopfe und erwiderte abermalen mit Nein.

Da schüttelte der Gelehrte ebenfalls den Kopf und sagte abermals, unter diesen Umständen habt Ihr drei Viertel eures Lebens verloren.

Inzwischen war der Wind, der bisher gelind gewehet hatte, plötzlich stärker geworden und kräufelte die Wellen des Flusses immer höher und spülte das Schifflein immer weiter in den Fluß hinein gegen einen Strudel zu, und der Schiffer fragte jetzt den Gelehrten: »Könnt Ihr schwimmen?« Und als jetzt der Gelehrte auch nein sagte, da erwiderte der Schiffer, das ist schlimm für Euch, unter diesen Umständen habt Ihr euer ganzes Leben verloren! Und damit sprang er in den Fluß und schwamm ans Ufer. Den Gelehrten überließ er eine zeitlang seinem Schicksal und seiner Todesangst, und holte ihn dann heraus.

Seitdem soll der gelehrte Mann keinen Spas mehr daran gehabt haben, ungelehrte Leute zu ugen und zu necken!

Der Hauderer.

In einer Stadt, nicht weit von Nürnberg war ein Hauderer, welchem man nicht nachsagen konnte, er strengte seine Pferde zu sehr an. Nein, er pflegte sein langsam und sagte zu fahren. Eile mit Weile, dachte er. Aber die Reise-Gesellschaft, die er fuhr, dachte nicht immer so. Denn als er eines sadanen Morgens gen Nürnberg subr, ganz langsam, als ob er etwas anderes auf das Feld hinausführe, da wurde die Reisegesellschaft böd und streng an zu ranten und zu fulminiren, und schalten den Kutscher über sein langsames Fahren. Da drehte sich der Hauderer um auf seinem Boock und machte ein ganz freundliches Gesicht und sagte: Es geschieht nur, daß die Herren das Fahren länger genießen.

Als die Armee des französischen Kaisers im Jahr 1811 mitten in einer erbitterten und feindseligen Bevölkerung die spanische Hauptstadt Madrid besetzt hatte, da waren auch die Truppen des rheinischen Bundes dabei, die Landsleute des geneigten Lesers.

In Madrid, nicht weit vom Sonnenthore steht ein Wirthshaus, wo man die besten spanischen Weine Pedro Jimenez und Perez seco ganz unverfälscht bekommt, und dorten kamen jeden Abend die rheinländischen Landsleute zusammen und unterhielten sich teuflich beim hispanischen Weine.

Eines Abends aber waren die Landsleute wiederum befehlen geseffen, und einer der Anwesenden entfernte sich früher als die andern allein, obwohl die Nacht schon herangedunkelt war.

Solch ein Weg war zu solchen Zeiten gefährlich, denn der Spanier haßte den Feind mit unauslöschlicher Erbitterung und viele hielten es für ein Verdienst, meuchlings zu erwürgen, wenn sie trafen. Mancher muthige Krieger, der unversehrt aus der Feldschlacht hervorging, ist auf diese Weise gefallen, durch eine tödtliche Kugel oder einen Messerschnitt.

Sudem war den Bewohnern der Stadt Madrid eine noch größere Erbitterung zuzutrauen, denn zu dem hispanischen Borne gesellte sich der Hunger. In die hunderttausend Menschen waren dem Hunger erlegen innerhalb sechs Monaten, und ein dreijähriger Laib Brod aus Gerste und Stroh gebaden, kostete zwölf bis vierzehn Realen, etwa 1 fl. 30 kr. nach unserm Gelde!

In solcher Zeit war ein einsamer nächtlicher Gang gefährlich in den Straßen von Madrid, aber der Offizier von dem jetzt die Rede ist, war unerschütterlichen Muthes und traute für den schlimmsten Fall auf die wei geladenen Terzerolen, die er bei sich trug.

Als er nun die Gesellschaft seiner Landsleute verlassen hatte und noch eine Zeitlang die große Sonnenstraße entlang gegangen war, und am Posthause umbeugte, in ein enges finstres Gäßlein, um in sein Quartier zu gelangen, da fühlte er plötzlich einen heftigen Stoß auf der Brust, und es war ein Messerschnitt, und war abgegleitet an dem Ringtragen des Offiziers, der damals noch als Dienst-Auszeichnung getragen ward. Den Ringtragen aber hatte der Offizier losgeknißt auf einer Seite, und so wurde er gerettet von dem tödtlichen Stoße.

Der Offizier aber griff unerschrocken nach seiner Terzerole, um dem Meuchelmörder einen zweiten Angriff zu verleiden. Dieser jedoch sank mit dem Schrei: »Gott helfe mit!« zu den Füßen des Offiziers:

Habt Gnade, Herr, sagte der Spanier, der Hun-

ger hat mich zum Mörder gemacht; ich habe Euch erlösen wollen, um mein Leben zu fristen mit eurer Baarhaft.

Der Offizier aber ruhig und belänstigt, spannte mit der einen Hand den Hahnen seiner Terzerole ab, und drückte mit der andern einen spanischen Thaler in die zitternde Hand dessen, der ihn kurz zuvor mordend wollte, und ging ruhig nach Hause.

Die Jugendfreunde.

(Mit einer Abbildung.)

In der großen Stadt London wohnt neben dem größten Reichthum die größte Armuth. Das merkte Niemand besser, als ein Schneider, Namens John Smith. John heißt im Englischen so viel als bei und Johannes. Wie nun der gute und fleißige Johannes Smith immer mehr sich überzeugete, daß Nadel und Schere ihm keine Früchte tragen wollten, da sagte er zu sich selbst, will mich das Glück nicht suchen in Engelland, so will ich ausziehen das Glück zu suchen über dem Meere; vielleicht treffen wir uns doch. Gesaht, gethan. Packte er nicht sein Handwerkzeug zusammen, und drückte er nicht seinem Jugendfreunde Thomas die Hand, und wünschte er nicht eine stille Thronen aus dem Auge und nahm Dienst auf einem Schiffe und fuhr mit nach Ostindien, nach Java, welches Land dazumal in den Händen der Engländer war?

In Ostindien packte er sein Handwerkzeug wieder aus, in Batavia, und arbeitete rastlos und fleißig und ließ sich nicht abhalten von der großen Hitze. Und waren seine Verdienste unbekant geblieben in England und seiner Vaterstadt, so wurden sie desto mehr anerkannt in der Fremde. Und so wurde John allmählig ein wohlhabender und nach und nach ein reicher Mann.

Wie er nun wohlhabend war und reich, da gedachte er oft wenn er am Meere wandelnd ging, und die Schiffe schwammen mit ihren weißen Segeln, wie Schwäne, an sein Vaterland, und seine Heimath und seinen Freund Thomas und die Köhrlin, die sie mit einander bekommen hatten in der Schule. Einer für den Andern, und die Stücklein Brod, die sie mit einander getheilt hatten, und an alles Liebe und Güte, dessen er genossen hatte, in der niedern Stube seines Freundes Thomas, des Feinwebers. Und es war ihm oft, als wenn er wieder heimziehen sollte zu seinem Freunde.

Einsmal aber sagte er wiederum zu sich, was hält mich ab, daß ich wieder heimkehre, von wannen ich gekommen bin, nachdem ich das Glück gefunden habe in der Fremde. Also packte er seine Reichthümer zu-

sammen und nahm mit sich Weib und Kind, denn er hatte ein Weib genommen im fremden Lande, und überdieß begleitete ihn seiner Frau Schwester, so ein frommes und gutes Mägdlein war; und erzählte dem Mägdlein unterwegs auf dem Schiffe vieles und überdieß lauter Gutes und Lobenswerthes von seinem Freunde Thomas, so daß das Mägdlein den armen Kleineweber lieb gewann.

Wie er nun die englischen Meeresküsten wieder erblickte und die Themse hinauf fuhr nach der großen Stadt London und abermals eine stille Thräne aus seinem Auge wuschte, diesmal eine Freudenthräne, und sich ergemietet hatte in London, da trieb es ihn gewaltig seinen alten Freund Thomas aufzusuchen.

Deswegen ließ er alsbald des andern Tages anspannen und fuhr durch die großen Straßen von London, an den stattlichen Plätzen vorbei und den großen Palästen, und den reichen Gasthäusern und den geschmückten Kaufmannslagern durch das Gewühl und das Gedränge und Getreibe der menschenreichen Stadt in das Quartier, wo die dürftige Wohnung und das arme Stüblein seines Freundes war. Und je näher er kam, je höher wallte sein Herz empor, obgleich er nicht wußte, ob sein Freund Thomas noch da hause, oder nicht, oder nur ob derselbe auch noch lebe.

Aber sein Herz hatte ihn nicht getäuscht, und als er hineintrat in das elende Stüblein, da saß sein Freund Thomas noch da, noch so fleißig und noch so arm und noch so heiter, wie zuvor am Webstuhl, und die Jahre, um die er älter worden war, hatten ihn nur wenig verändert.

Der arme Kleineweber vermochte aber den alten Freund nicht mehr zu erkennen, obwohl er ihn im Gedächtniß trug und im Herzen. Denn John Smith sah jetzt anders aus, wie vor zehn Jahren; trug er nicht statt des schlechten Kamisols, daraus die blöden Hemdärmel hervorschauten, oder gar die b'anken Ellenbogen dem lichten Tage einen guten Morgen gaben, und statt der verstickten Höslein von früher, einen feinen Frackrock mit kostbaren metallenen Knöpfen und ein seidenes Brusttuch, und ein Hemd mit einer Spitzenkrause und eine funkelnde Brillantnadel drin, und seidene Hosen und Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen; und hatte er nicht ein dunkles, vornehmer Gesicht mitgebracht wie man es mitbringt aus Batavia oder Surabaja! Also kam es, daß Thomas seinen Freund nicht erkannte, sondern ihn für einen fremden und überdieß vornehmen Herrn hielt, für einen Lord.

Der vornehme fremde Herr, nämlich der ehrsame und fleißige Johannes Smith ließ aber seinen Freund gar nicht zur Besinnung kommen, und fragte ihn kurz weg und mit etwas versteilter Stimme: Wie gehts,

Thomas? Thomas erwiderte bescheidenlich: „Ein bißchen weniger als ganz schlecht, aber sehr kümmerlich Mylord!“ Da sagte der vermeintliche Mylord wieder, kurz, nach vornehmer und englischer Sitte zugleich: „Kümmerlich“, sehr gut. Also noch gar nichts vorgepari! — „Nicht einen rothem Heller,“ — Mylord, sagte der Kleineweber. Deftobester Thomas, meinte der Lord Johannes Smith, ein Haus werdet ihr auch nicht haben. Kein Schneckenhaus, Herr, sagte der Weber, wie soll ich zu einem Hause kommen, Herr! — Noch besser, erwiderte der Freund aus Batavia, aber ein Weib habt ihr doch! Da sagte der Weber wieder: Ihr beliebet zu spazieren Mylord, wie soll ich's zu einem Weibe bringen, oder auch nur zu einem Schatz, wo ich mich doch selber fast nicht durchbringe. Da erwiderte der Fremde: Noch besser, und Gott befohlen, und drauß war er, in seinem Wagen und fort.

Dem armen Thomas fiel es erst jetzt ein, sich zu verwundern über den sonderbaren Besuch und seine sonderbare Fragen; also sprang er auf vom Webstuhl unter die Hausthüre, um dem fremden Herrn nachzusehen. Aber dort war er, und der Weber gieng wieder an seine Arbeit und versank in tiefes Nachdenken. Und so sank der Tag, und die Nacht kam herbei und er war ermüdet; aber die Nacht hatte keinen Schlaf für ihn, denn er mußte immer an den fremden Besuch und über seinen Zweck und seine Ursache denken.

Und so setzte er sich des Morgens wieder an seine Arbeit, ward jedoch bald an derselben unterbrochen. Denn vor's Haus fuhr ein stattlicher Wagen, und ein Lakai sprang hinten herunter, in des Webers Stüblein hinein, welches seine Wohnstube, und seine Werkstatt, seine Schlafkammer und seine Küche zugleich war, und nöthigte den Weber, wie er gieng und stund einzusitzen in den stattlichen Wagen. Und der arme Thomas in seinen zerrissenen Kleidern, seinem groben Hemde, und mit seinen unbestrumpften Füßen, nahm sich gar sonderbar aus in dem reichen Stadtwagen.

Nach langem Fahren hielt der Wagen still vor einem ansehnlichen Bürgerhause, der Schlag gieng auf und Thomas ward herausgehoben, und gieng in das Haus hinein. Am Eingang aber stund der fremde Herr vom vorigen Tag, und war jetzt John Smith und fiel seinem Freunde um den Hals und gab sich zu erkennen.

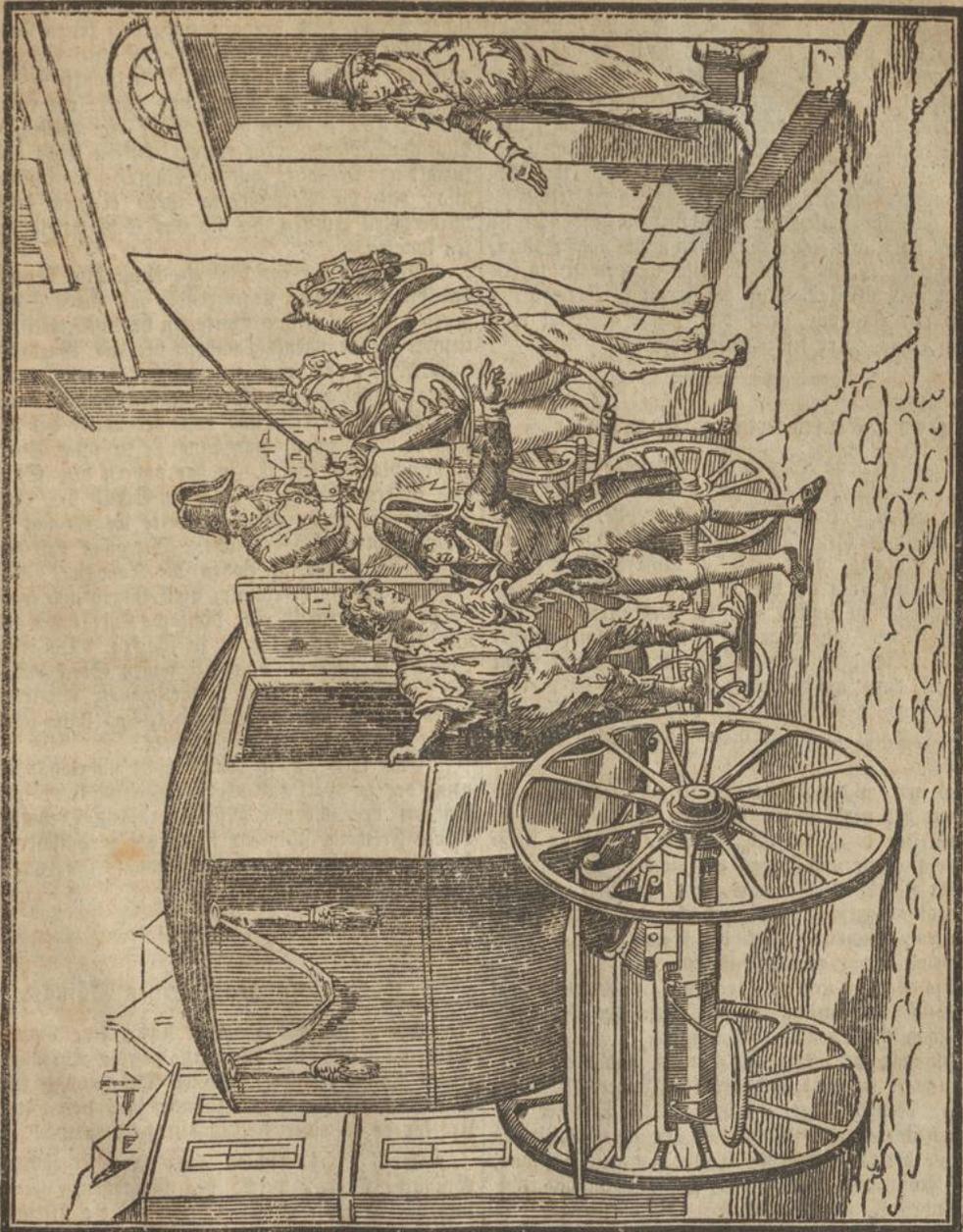
Und Thomas, sagte er, du hast manches Stüblein Brod mit mir getheilt, diemeil ich arm war und hungerte, nun mich aber Gott gesegnet hat, mit Wohlstand und irdischen Gütern, sollst du auch Theil nehmen an diesem Segen von Rechts wegen.

Also händigte er ihm süß's Erste ein Säcklein mit Goldstücken ein zur Einrichtung und schenkte ihm zwei-

Heidentümlich: Er
 aber sehr klug
 merkwürdige
 englischer
 so noch vor
 rhen Helm.
 schäblicher
 ein Hund
 aufhört, je
 einem Hund
 erte der Frem
 od! Du in
 (sojen Hin
 gen, oder an
 ch selber ist
 ende: Ist bi
 mox er, in

 erst jetzt es. H
 in Versuch un
 auf von Bild
 mden Herr
 der Weber
 in tiefes
 ie Nacht fast
 Nacht harte
 er an den
 ne Ursache
 es wieder
 hen unter
 Wagen, un
 es Weib
 e, und sein
 ine Kiste
 er gieng
 und bei
 en, je
 stten Fü
 hen St
 er Wagen
 e Schlag
 und gieng
 und die
 erst Jahr
 und gab

 manches
 ch arm
 hat, mit
 a. & Th
 egen.
 ein Bild
 schenke



tens das Haus, welches er Tags zuvor für seinen Freund gekauft, und führte ihm zum Dritten vor seiner Frau Schwester, und wenn du sie magst, und das Mägdelein dich, so sollst du noch heute eine Frau haben. Und obwohl sie einander noch fremd waren, die Jungfrau und der Weber, so gefielen sie sich dennoch und wurden noch getraut an selbigem Tage.

Das letztere fällt dem Leser mit Recht auf, und wäre überdies bei uns nicht so schnelle zu machen gewesen. In England ist es aber anders. Und der Hausfreund, welcher diese Erzählung nicht selbst erfunden hat, sündetmalen sie in Wahrheit gegründet ist und sich wirklich ereignet hat, kann nichts anders thun, als nachzählen, was ihm berichtet worden ist, in seiner Art und Weise. Aber die Freunde lebten fortan fröhlich mit einander, und das junge Ehepaar war glücklich, unerachtet seiner raschen Wahl.

Der Regiments - Tambour.

Manche schöne Waffenthat ist ausgeführt worden von badischen Kriegeren, sowohl zur Zeit der Verbindung mit dem französischen Kaiserreiche, als später in Frankreich selbst. Der Hausfreund, welcher den Kalender schreibt, nicht bloß zur Unterhaltung seiner Leser, sondern auch um das Andenken verdienter Landleute aufrecht zu halten oder zu verbreiten, hat fast in jedem seiner Jahrgänge ein schönes Beispiel kriegerischer Tapferkeit aufgestellt, und ist auch dieses Jahr um Stoff dazu nicht verlegen. Hat er im vorigem Jahrgang von der Schlacht bei Paris erzählt, so gibt dieselbe Schlacht auch für dieses Jahr Stoff zur Erzählung.

Es war in der Frühe des 30. März 1814, als das Heer der verbündeten Mächte, so vor Paris lag, sich aufstellte in aller Stille, denn die Franzosen wollten ihre Haupt- und Kaiserstadt nicht so leicht hingeben, und Marschall Marmont, dem die Vertheidigung der Stadt anvertraut war, gedachte die Verbündeten abzuhalten, besonders durch die Gewalt seines zahlreichen und fürchtbaren Geschüzes.

Also stellten sich die Heere auf, und unter ihnen die preussischen Garden und mit ihnen das Großherzogliche badische Grenadier - Bataillon.

Und mancher Leser aus Lörrach und der Umgegend erinnert sich jetzt noch des 13. Janners 1814, am russischen Neujahrstage, wo die alliirten Truppen über marschirten nach Basel, an den drei Monarchen vorüber, die zu Pferde saßen den ganzen Tag lang, Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm und zwischen beiden Kaiser Alexander.

Und mancher erinnert sich noch wie die Grenadier-

garde stattlich vorüberzog, kräftige Männer und in schöner Haltung und kriegerischem Schmucke, und vor der Garde einher der Regiments - Tambour, ein stattlicher Mann, hoch hervorragend, und festen Schrittes.

Mit den preussischen und russischen Garden war aber die badische vereint im Mittelpunkte der Armer am heißen Tage bei Paris und rückte vor durch das Dorf Pantin gegen die Anhöhe von Belleville, wo Marschall Marmont in eigener Person stand und sein fürchtbares Geschüze auf die Angreifenden spielen ließ, also, daß die Verbündeten ihren Angriff mehrmals wiederholen mußten, bis sie das Schlachtfeld behaupten konnten.

Als nun der entscheidende Augenblick herannahete und die Grenadiere siegesfreudig mit ihren Bajonetten gegen die französischen Batterien heranstürmten, da gewährte der Regiments - Tambour der bad. Garde, Bernhard Ruyper, eine französische Kanone, rechts am Durcq - Kanal aufgestellt, die großen Schaden anrichtete.

Dies bemerken, und von der Seite her auf die Kanone losstürmen, war Eins. In einer Hand trug er den blanken Säbel, in der andern den Stock mit dem silbernen Knopfe. Noch ein Schuß fiel, ehe er die Kanone erreichte, ehe der zweite losgebrannt werden konnte, hatte er sie erreicht. Betroffen von dem ungewöhnlichen Anblick flohen die Kanoniere. Nur der Offizier, der sie befehligte, hielt Stand und ergriff die Funde um abermals eine dreifache Kartätschen - Ladung den Verbündeten entgegen zu schicken. Da erhob der badische Regiments - Tambour seinen Stock und schlug den französischen Offizier nieder, gönnte ihm jedoch das Leben, als er um Schonung bat, und hatte so als einzelner Mann eine Kanone erobert.

Eine solche That konnte nicht unbelohnt bleiben, nein, der in Gott ruhende Großherzog Carl schmückte ihn mit der goldenen Militärverdienst - Medaille, und König Friedrich Wilhelm fügte die preussische silberne hinzu und Kaiser Alexander ernannte ihn zum Ritter des St. Georgs Ordens.

Schlaflose Nacht eines Königs.

Ein preussischer Obrister hatte eine Druckschrift verbreitet, und sich darinnen heftige Ausfälle gegen seinen König erlaubt. Solche Beleidigung des Königs gieng aber nicht ungeahndet hin, nein, der Obrister wurde zu einer Festungsstrafe verurtheilt.

Eines Tags erschien ganz unvorhergesehen eine königliche Ordre, welche den Gefangenen freisprach, und der Kriegs - Minister, welcher die Vermuthung hegte, die Ordre seyene unächt, und von einem Freunde

des Gefangenen, eilte zu dem Könige, um darüber zu berichten und weitere Befehle einzuholen.

Der König aber war damals noch leidend, denn er hatte nicht lange zuvor einen Fuß gebrochen.

Als nun der Kriegs-Minister zum König gekommen war und ihm Bericht erstattete über das Geschehene, da lächelte Friedrich Wilhelm der dritte.

„Es hat seine Richtigkeit so“, sagte der König; vor einiger Zeit lag ich hier Nachts, und konnte vor Schmerzen an meinem Fuße nicht schlafen, da dachte ich, wer mag dir wohl im Leben am feindlichsten begegnet seyn, dich am bittersten gekränkt haben? Dem möchtest du wohl vergeben und ihm eine Freude machen, der Obrist fiel mir ein, und ich befahl ihn auf freien Fuß zu setzen.

So hat König Friedrich Wilhelm der dritte gesprochen und gehandelt!

Weltbegebenheiten.

Der Hausfreund steht jetzt wieder an den Weltbegebenheiten. Der Leser läßt ihm die Erzählung derselben nicht nach, denn es macht ihm absonderliches Vergnügen zu übersehen, was er selbst erlebt hat im vergangenen Kalenderjahr. Weil aber der geneigte Leser die Abwechslung liebt, so fängt der Hausfreund bald im Norden an und bald im Süden, bald geht er mit der Sonne von Aufgang gegen Abend, bald führt er den Leser der Sonne entgegen, von Abend gegen Morgen. Der Leser kommt aber nirgends zu kurz und kann allemal sein Wörtlein mitreden, wenn irgendwo die Rede ist von den Begebenheiten der neuesten Zeit.

Der Hausfreund der gewissenhaft da anfängt, wo er im vorigen Jahre aufgehört hat, führt den Leser diesmal, vom dem äußersten Lande von Europa durch den ganzen Welttheil.

Das äußerste Land unseres Welttheiles ist aber das Königreich Portugal. Die junge Königin Maria da Gloria ist jetzt unangefochten auf dem Throne, welchen ihr ihr Vater Don Pedro erkämpft hat, und neben ihr ihr Gemahl Ferdinand, aus dem Hause Sachsen-Coburg-Gotha, welcher jetzt auch den königlichen Titel führt. Die Königin hat bereits zwei Prinzen geboren und so ist das Haus Sachsen-Coburg-Gotha bestimmt auch auf dem Thron von Portugal dereinst zu sitzen. Im Lande ist aber mancher Kampf zwischen der Regierung und den Reichsständen, den Cortes, und die Anhänger des Infanten Don Miguel, der sich eine Zeitlang des königlichen Thrones bemächtigt hatte, und geherrscht in unbeschränkter Machtvollkommenheit, regen sich auch noch manchmal. Don Miguel selber verweilt in Rom, wo ihn der Papst als

König von Portugal anerkennt. Diese Anerkennung und einzelne Handlungen der portugiesischen Regierung in Bezug auf die Geistlichkeit, so wie die Aufhebung sämtlicher Klöster und die Einziehung des Klostergrundbesitzes sind aber die Ursache, daß zwischen der Königin zu Portugal und dem Papste bisher kein freundliches Verhältnis statt gefunden hat. Da jedoch ein solches Verhältnis nur nachtheilig ist für den Zustand der portugiesischen Landeskirche, so hat man in neuerer Zeit versucht, sich wieder zu nähern. Allein bis jetzt ist noch nichts geschehen, und der geneigte Leser muß sich für diesesmal gedulden.

Neben Portugal, das sich allmählig von seinen Wunden zu erholen beginnt, liegt Spanien, das noch immer daran blutet. Der geneigte Leser weiß, wie schon seit dem Tode König Ferdinand des siebenten, der im Jahr 1833 zu seinen Vätern versammelt worden ist, eine Gährung entstand. Er weiß auch den Grund, weil nämlich König Ferdinand zu Gunsten seiner Tochter Isabella die männliche Erbfolge abgeschafft hat, und damit seinen Bruder den Infanten Don Carlos von der Thronfolge ausgeschlossen hat. Es war ein langer, heißer Kampf, absonderlich als Don Carlos, der in das Ausland entwichen war, plötzlich sich in den baskischen Provinzen zeigte, um die Hauptstadt des Landes und den Thron zu erobern. Für die junge Königin und ihre Mutter und Vormünderin, die verwitwete Königin Christine war die Mehrzahl des Landes, besonders aber diejenigen alle, welche an der Reichs-Versammlung hielten, und mit der frühern unbeschränkten Gewalt des Königs so wie dem alten Einflusse der Geistlichkeit nicht zufrieden waren.

Mit Don Carlos hielten es aber vorerst die baskischen Provinzen, Bizkaya, Guipuskoa und Alava und die Navarresen, welche lieber ihre aparten Vorrechte haben wollten, als die Cortes-Verfassung, sodann die Anhänger des Alten und die Geistlichkeit insbesondere, und mancher Duke kam über das pyrenäische Gebirg von seinen ausländischen Freunden, und mancher Fremde stieg über das Gebirg und brachte ihm ein Paar kräftige Arme. Ein blutiger, verheerender Krieg wurde geführt und es schien ein Paarmale, als ob Don Carlos siegreich hervorzuehen werde aus dem Kampf. Als aber der Prinz sich dem General Naroto anvertraut hatte, und bei seiner Schwäche von diesem Manne geleitet wurde, der ihm seine besten Generale hatte zusammenschließen lassen, da wollten viele glauben, der Feldherr habe etwas anders im Sinne, als den Infanten zu führen gen Madrid. Und so war es auch. Denn während der Kalender für 1840 gedruckt wurde, so gieng Naroto mit dem Feldherrn der Königin, Espartero, Grafen von Luchana, welcher jetzt der Siegesherzog heißt, einen Vertrag ein, wornach er der

Rödrain einen großen Theil der carlistischen Armee zuführte, und jedem die Stellung im königl. Heere zugesichert blieb, welche er unter Don Carlos erhalten hatte. Solches ist bewirkt worden durch den Vertrag zu Bergara. Don Carlos aber also verlassen, hat sich nimmer lange halten können, und ist über die Pyrenäen gegangen nach Frankreich. Die französische Regierung aber hat dem Prinzen die Stadt Bourges (sprich aus Bursch), etwas weit von den Pyrenäen und der hispanischen Gränze hinweg angewiesen, auf daß er nicht umkehre und den Bürgerkrieg von Neuem beginne.

Aber mit der Entfernung des Infanten war der Krieg noch nicht geendet, nein, mehrere Anführer des Carlistenheeres führten ihn auf eigene Faust fort. Besonders die Generale Balmaseda und Cabrera. Der Letztere besonders, ein noch junger Mann im Jahr 1809 geboren, hatte sich in kurzer Zeit vom Studenten zum General-Commandanten von Arragonien, Valencia und Murcia emporgeschwungen. Mord, Raub, Brand und Verwüstung waren überall die Spuren, die er mit seinen Heerschaaren allenthalben zurückgelassen hat. Und war er von Anfang an hartherzig und blutdürstig, so war seiner Rachsucht und seiner Grausamkeit kein Ende mehr, als General Mina seine Mutter als Verrätherin hatte erschießen lassen. Zahllose Opfer, Männer und Frauen, Kinder und Greise mußten seiner Rache bluten, und sein Name wird nicht sobald vergessen werden, im Lande Hispania.

Als nun Don Carlos das Land verlassen hatte, beschloßen wie gesagt die Generale den Krieg fortzuführen, und Cabrera besonders hielt sich berufen zum Wiederhersteller der Kirche, der Klöster und des Einflusses der Geistlichkeit. Die Königinnen, welche eine Reise machten von Madrid nach Barcellona sollten aufgehoben werden, von den Parteigängern und es hätte ihnen Schlimmes wiederfahren können, wenn es gelungen wäre. Allein der Sieg und das Glück waren von ihnen gewichen, und sie wurden besiegt, und zuerst sah sich Balmaseda genöthigt, Rettung zu suchen, in Frankreich, sodann Cabrera. Dreißigtausend Carlisten haben den französischen Boden betreten, während dieses niedergeschrieben wird. Balmaseda ist arm herübergekommen über die Gränze, Cabrera hat Millionen ins Trockene gebracht.

Eine Menge kleinerer Schaaren sind noch in Spanien, und es wird lange dauern, bis alle die Waffen niedergelegt haben. Ob aber mit dem Siege über Don Carlos die Ruhe in das erschöpfte Land zurückkehren wird, oder neue Kämpfe anderer Art entstehen werden, das möge der Leser abwarten.

Wie man von Spanien aus das pyrenäische Gebirge überschritten hat, steht man auf französischen

Grund und Boden. In Frankreich hat es seit einem Jahre auch manches Neue gegeben. Zum Exempel im königlichen Hause. Hat nicht der zweite Sohn des Königs, der Prinz von Nemours die schöne und reiche Prinzessin von Sachsen-Coburg Cohary heimgeführt, obshon ihm die zweite Kammer die verlangte Apanage von jährlichen 500,000 Franken nicht bewilligt hat?

In Algier aber hat das Heer heiße und blutige Tage erlebt. Das Haupt der Beduinen-Stämme in Oran, Abd-el-Kader hat die Franzosen beschuldigt, die Bestimmungen des jüngsten Friedensschlusses nicht inne gehalten zu haben. Seine Absicht war aber die Fremden auszutreiben aus dem Lande seiner Väter. Also feuerte er seine Landsleute und Glaubensgenossen an, in Masse anzustechen, und von Stamm zu Stamm erscholl der Ruf zum Kampfe und das französische Heer hatte einen harten Kampf zu bestehen. Das Ende dieses Kampfes ist ein Wichtiges. Es wird sich fragen, ob die europäische Gesittung und Bildung seinen Fuß fassen soll auf der schönen Nordküste von Afrika, oder nicht? Aber der Muth des französischen Heeres hat bisher der Begeisterung der Araber widerstanden und die neuesten Nachrichten lauten günstig für die Sache der Franzosen.

Die jüngste Sitzung der französischen Kammer ist durch einen Beschluß besonders merkwürdig geworden. Die Regierung hat nämlich die nöthigen Geldmittel verlangt und erhalten, um die irdischen Reste Napoleons abzuholen aus seinem einfamen Grabe zu St. Helena und beizusetzen in Frankreich.

Von Frankreich über Belgien, wo die Geistlichkeit immer mehr Einfluß und Gewalt gewinnt, und über die Niederlande oder Holland, wo man seitdem die Verhältnisse mit Belgien gereinigt findet, über eine theilweise Abänderung der Verfassung berathen hat, schreitet der Hausfreund mit seinem Leser geradezu über das Meer nach England.

Im letzten Kalender ist noch von der königlichen Jungfrau die Rede, und jetzt kann der Hausfreund schon sprechen von der königlichen Frau, denn die Königin hat ihre Hand gereicht dem Prinzen Albrecht von Sachsen-Coburg-Gotha.

Solches Glück hat das herzogliche Haus Sachsen-Coburg-Gotha.

Die Königin aber, welche jetzt freudigen Mutterhoffnungen entgegen sieht, war mit ihrem fürstlichen Gemahle in großer Gefahr, als im Sommer 1840 ein junger Mensch, Namens Orford, zwei Pistolen gegen das königliche Paar, das in offener Kalesche an ihm vorüberfuhr, abfeuerte. Die Untersuchung hat gezeigt, daß der junge Mensch verrückt war, und das Geschworenen Gericht hat ihn für zurechnungsunsähig

erklärt. Er ist deßhalb in das Tollhaus gekommen nach Bedlam.

Der Königin hat der Schrecken nichts geschadet. Damit indessen, wenn ihr etwas menschliches begegnet sollte, bevor der Prinz oder die Prinzessin, deren sie gewärtig ist, das 18. Jahr erreicht hätte, so hat man an die Aufstellung einer vormundschäftlichen Regentschaft gedacht, und nach dem Plan der Königin soll Prinz Albrecht diese Regentschaft, ohne Mitwirkung irgend eines andern großbritannischen Prinzen führen.

Inzwischen hat es in England selbst auch blutige Auftritte gegeben, seit der vorige Kalender gedruckt worden ist. Es haben die Kartisten, deren Bekanntschaft der geneigte Leser schon gemacht hat, einen vollständigen Aufstand erregt, und sind unterdrückt worden mit Wassergewalt, und mancher Mißthätige hat nur der königlichen Gnade sein Leben zu danken.

Im fernem östlichen Asien aber haben die Engländer neuerdings auch wieder Händel bekommen, und zwar diesmal mit den Chinesen. Das Opium war der Anlaß. Das Opium wird aus Magsamen zubereitet und wird im Morgenlande nicht als Arznei benutzt, wie bei uns, sondern als Mittel um sich zu berauschen. Die Wirkung dieses Opiums ist aber fürchterlich, die Trunkenheit steigt bis zur Raserei und die Folgen derselben sind völlige Erschlaffung des Leibes und der Seele. Deßwegen hat die chinesische Regierung das Opiumessen verboten. Es darf in China kein Opium zubereitet werden. Von Außen hinein darf auch keines kommen, sondern es ist Contreband und wird weggenommen. Die Chinesen haben aber doch manchmal Lutz nach der verbotenen Frucht. Deßwegen haben englische Kaufleute schon mit vielem Profit Opium in China eingeschmuggelt. Die chinesische Polizei hat aber eine feine Nase und hat das Ding gemerkt. Zudem ist nicht gut mit China zu handeln und noch schlimmer dahin schmuggeln. Den Fremden ist der Eintritt in das Reich streng untersagt. Nur eine einzige Vorstadt der Stadt Canton ist ihnen erlaubt. Dort sind ihre Comptoire und ihre Waarenlager. Dort selbst ist auch viel Opium aufgeschichtet gewesen. Nun haben die chinesischen Behörden mir nichts, dir nichts den Opium-Vorrath weggenommen und hat auch ein Engländer sein Leben eingebüßt. So etwas lassen sich die Engländer nicht gefallen. Nein, es ist zum Kampf zur See gekommen, die Chinesen haben zwar ein großes Maul gehabt, aber bald gesehen, daß England über China ist an Macht und Kraft.

Von England hinüber geht es geradeweges nach Dänemark, allwo am 3. December 1814 König

Friedrich der Sechste dieses Namens sein müdes Haupt niedergelegt hat und versammelt worden ist zu seinen Vätern. Siebenzig Jahre ist er alt geworden, und hat manchen Sturm dahin brausen hören über sein Haupt und über sein Reich.

An seine Stelle aber ist getreten Prinz Christian Friedrich, der Vetter des verstorbenen Königs, als König Christian der Achte, welcher schon einmal eine königliche Krone getragen hat, obwohl nur kurze Zeit.

Denn als im Jahre 1814 der König von Dänemark dem Lande Norwegen zu Gunsten Schwedens entsaget hatte im Kieler Frieden, wollten die Norweger nicht schwedisch werden und verwahrten sich gegen diesen Frieden und boten dem Prinzen, der ihr Statthalter war, ihre Krone an und der Prinz erklärte sich zum König und gab dem Lande eine Verfassung, welche den Norwegern die größte Freiheit sichert. Der Prinz legte die Krone bald darauf nieder, aber seine Verfassung blieb dem Lande.

Deßwegen haben die Dänen von ihrem neuen Könige eine ähnliche Verfassung erwartet. In Dänemark gibt es zwar Stände, aber jede Provinz hat ihre besondere, und sie haben nur eine beratende Stimme. Die Dänen hätten aber gerne Reichsstände gehabt. Deßwegen sind dem Könige von allen Seiten Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung überreicht worden, mit der Bitte, um eine Verfassung oder doch dem Wunsche darnach.

König Christian hat aber gleich darauf zu verstehen gegeben und später hin noch deutlicher ausgesprochen, daß er nicht gesonnen seye, Neues einzuführen, sondern auf dem Alten, was bisher bestanden hat, fortzubauen wolle.

In dem benachbarten Schweden hat man in neuester Zeit manche Klage über die Finanzen vernommen, und die alte Reichs-Verfassung will Allen auch nicht mehr ganz passen. Es bestehen dort die Reichstände aus vier Häusern, dem Ritterhause, dem Hause der Geistlichen, der Bürger und dem der Bauern. Diese Abtheilung verlängert und vertheuert aber die Verhandlungen. Man ist deßwegen auf eine theilweise Umänderung der Verfassung bedacht, und die Krone selbst will, daß der Reichstag nicht mehr alle fünf Jahre, wie sonst, sondern alle drei Jahre zusammen komme.

Von Schweden kann man zu Lande nach Rußland kommen. Ein Reich, welches sich über einen großen Theil von Europa und Asien erstreckt und nicht weniger als 350,000 Quadrat-Meilen in sich faßt, viele Quadrat-Meilen!

Es wohnen viele Stämme unter dem Scepter des Kaisers Nikolaus: Russen, Polen, Letten, Litauern, Serbier, Wlachen, Tartaren, Finnen, Lappen, Esthen,

Riven, Vermjücken, Paschiren, Samojeden und in Liv- und Kurland in Adelschloßern und den Städten Deutsche. Die eigentlichen Russen sind aber die meisten, denn es sind ihrer 42 Millionen. Diese Völker allmählich zu einem einzigen Volk zu vereinigen, dient hauptsächlich die Sprache. Deswegen wird in Rußland in den nicht russisch sprechenden Provinzen hauptsächlich dahin gearbeitet, die russische Sprache möglichst zu verbreiten.

Wo so viele Völker beisammen wohnen, da giebt es auch viele Glaubensbekenntnisse, und so wohnen Griechen und Römisch-katholische, Lutheraner und Reformirte, Mennoniten und Herrenhuter, Armenier und Juden, ja sogar Mahomedaner und Heiden im russischen Reiche. Die griechisch-katholische Kirche zu der sich das Kaiserhaus und alle Russen bekennen, ist aber die herrschende Kirche. Deswegen hat der Kaiser auch verordnet, daß keine andere Missionäre im russischen Reiche unter Mahomedanern und Heiden das Evangelium verbreiten dürfen, als solche, die sich zum griechischen Glauben bekennen. Und deswegen ist in Bezug auf die gemischten Ehen verordnet worden, daß alle Kinder, welche aus einer solchen Ehe entspringen, in der griechischen Kirche erzogen werden müssen, versteht sich wenn der Vater oder die Mutter dazu gehören. Auch ist bei den Verleihungen der Güter von polnischen Flüchtlingen zur Bedingung gemacht worden, daß die neuen Gutsherrn sich zur griechischen Religion bekennen müssen.

Zu eine große Eroberung hat die griechische Kirche in neuester Zeit gemacht, in den unirten Griechen in den polnischen Provinzen, die sich mit der altgriechischen Mutterkirche wieder vereinigt haben. Unirte Griechen sind nämlich solche, welche sich der römisch-katholischen Kirche unterworfen haben, ihre Glaubenssage bekennen, und den Papst als Oberhaupt der Kirche verehren; woegen sie noch ihren alten griechischen Gottesdienst behalten haben. Solche unirte Griechen sind auch in Ungarn, Siebenbürgen, Croatien und Slavonien, also in der österreichischen Monarchie zu finden.

Sonst sind die Russen nicht urthätig gewesen, haben sie nicht einen großen und gefährlichen Feldzug gemacht, nach China in Asien; und den Engländern gefällt solches Fortschreiten gar nicht.

Weitere Kriege haben aber die Russen zu führen mit den Tscherkessen, welche in ihrem rauhen und wüsten Gebirgslande sich neuerdings in Masse erhoben haben, um ihre alte Unabhängigkeit zu erkämpfen.

Inzwischen hat der Großfürst Thronfolger gestorben um die södne Prinzessin Maria von Hessen-Darmstadt, und die Verlobung ist gefeiert worden zu Darmstadt mit großem Glanze.

Rußland gränzt an die Türkei. Dies Reich

sieht aus, als wenn es auseinander fallen wollte, und als wenn der Weltfriede erschüttert werden sollte durch seinen Fall. Es ist bekannt, wie der Kapudan Pascha gleich nach dem Tode des vorigen Kaisers die Flotte nach Aegypten geführt hat, und die Seemacht der Pforte ist immer noch in der Hand des Aegypters. Außer dem hat derselbige Syrien in der Gewalt, obwohl dort eine große Gährung herrscht und die Völker im Aufstand begriffen sind.

Und es sieht aus, als wenn der Vicekönig nicht Gutes vorhabe mit dem jungen Sultan. Die europäischen Großmächte, die den Frieden erhalten möchten, sind aber über die Maßregeln zu dieser Erhaltung nicht einverstanden. Frankreich nimmt den Aegypten in Schutz, die Andern aber, besonders England und Rußland wollen er soll dem Sultan das Seine wieder abtreten. Und obwohl Frankreich seither immer einig war mit England, diesmal sind sie es nicht. Die Russen aber, die dem verstorbenen Sultan schon einmal zu Hilfe gekommen sind, meinen sie könnten auch einmal den Weg nach Syrien finden. Oesterreich, Rußland und Preußen sind nunmehr mit Großbritannien darüber eins geworden, die Pforte jedenfalls zu beschirmen und aufrecht zu halten. Frankreich aber ist seitwärts darauf geblieben, dem Vicekönig seinen Schutz angedeihen zu lassen, in jedem Falle.

Solches ist die Lage der Pforte und den Sultan hat es nicht viel genügt, daß er am 3. Novbr. 1839 ein Geheiß hat verkünden lassen, wornach Freiheit, Ehre, Eigenthum und Religion eines jeden Unterthanen gleichen Schutz genießen soll, und wornach künftig jede Willkühr aufhören und Alles seinen gesetzlichen Weg gehen soll.

Das Königreich Griechenland hängt an der europäischen Türkei. Es hat auf 1100 Quadratmeilen nicht mehr als 800.000 Einwohner, und unter diesen Einwohnern manden, welcher mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden ist. Das hat König Otto erfahren, als eine Verschwörung entdeckt wurde, welche am 13. Januar 1840, also am griechischen Neujahrstage gegen den König und seine Regierung ausbrachen sollte.

Der König hat inzwischen sein Land bereist, um Alles selbst zu sehen, um überall, wo es Noth that zu helfen. So ist mancher pflichtvergessene Beamte abgesetzt worden, und manche Räuberbande ist verfolgt und vertilgt worden; aber es kann noch mancher Kalendar gedruckt werden, bis Glück und Gessittung allenthalben in dem Lande Hellas wohnen.

Von Griechenland ist es nicht weit hinüber nach Italien. Dies Land besteht aus verschiednen großen und kleinen Staaten. Der südlichste dieser Staaten ist aber das Königreich Neapel oder beider S-

Es ist ein schönes Land und könnte eines der ergiebigsten Länder der Erde seyn, wenn es von fleißigen Händen angebauet würde, etwa von Lesern des rheinländischen Hausfreundes. Die Insel Sicilien, welche beiläufig fünfshundert Quadratmeilen groß ist und dazu gehört, und das mildeste Klima in ganz Europa hat, war in alten Zeiten die Kornkammer für alle Nachbarlande. Jetzt ist es nicht mehr so und das fruchtbare Land trägt nicht mehr, was früher. Eben so herrübt sieht es aus mit der Gewerbsthätigkeit, ja es fehlen dem Lande sogar die nöthwendigsten Stoffen. Wenn nun aber die Oberfläche der Erde nicht mehr gleich ergiebig ist, so enthält die Erde dennoch manchen Reichthum in ihrem Schooße. So sind zum Exempel im Lande allerhand Schwefelgruben, und die Eigenthümer haben ein schönes Stück Geld mit dem ausgegrabenen Schwefel erworben, und mancher Arbeiter hat sein Brod dabei verdient. So ist's gegangen bis etwa vor einem Jahre. Etwa vor einem Jahre ist es anders worden. Da hat die königliche Regierung den freien Handel mit Schwefel untersagt, und einer Gesellschaft gegen eine jährliche bedeutende Abgabe allein die Refugnisse eingeräumt, den Schwefel von den Eigenthümern um einen bestimmten Preis abzukaufen und ihn allein weiter zu veräußern. Ebenso ist bestimmt worden, wie viel Schwefel gegraben werden darf, jedes Jahr. Diese Anordnung hat aber keine große Freude gemacht im Lande. Nein, die Eigenthümer der Gruben haben bitter darüber geklagt. Ebenso haben die Engländer, welche früher viel Geschäfte in Schwefel in Sicilien machten, sich hierüber beschwert, und die englische Regierung hat der neapolitanischen ernste Vorstellungen gemacht; jedoch ist diese Sache der Ausgleichung nahe. Vom Kirchenstaate, welcher oben an das Königreich Neapel angrenzt, ist nicht viel zu erzählen, der Papst Gregor XVI. ist ein sehr betagter Herr und hat schwere körperliche Leiden, so daß man schon mehrmals für sein Leben in großer Besorgniß war.

Im nördlichen Italien, in Oberitalien, liegen die Königreiche Lombardie, Venedig und Sardinien in friedlicher Nachbarschaft neben einander. Beide Staaten haben in neuester Zeit einen Vertrag geschlossen, wornach sie gegenseitig den Büchernachdruck abschlossen, also daß ein lombardischer Hausfreund nicht mehr nachgedruckt werden darf in Sardinien, und ein sardinischer nicht mehr in der Lombardie.

Am Sardinien gränzt mit seinem südlichen Theile das hohe Schweizerland, das Land der Eidgenossenschaft.

Seit der Kalender für 1840 gedruckt und ausgegeben worden ist, hat sich manches ereignet in der

Eidgenossenschaft. So in dem Kanton und der Stadt Zürich. Dorten hat sich seit dem Jahre 1830 manches Andern gestaltet, und die höchste Gewalt ist in die Hände des gesammten Volkes gekommen, welches sie ausübt durch seinen großen Rath. In Zürich selbst ist zum Frommen nicht nur der Stadt und des Kantons, sondern das ganzen Schweizerlandes eine höhere, gelehrte Bildungs-Anstalt gestiftet worden, eine Universität. Eine solche Anstalt konnte allerdings heilbringend wirken; allein sie ist gerade der Anlaß geworden zum Unfrieden. Bei jeder ordentlichen Universität ist aber auch eine theologische Fakultät, das heißt es sind Lehrer daseibst aufgestellt für die Gotteslehre. Solche Lehrer sind nun auch eingeführt worden in der neuen Universität zu Zürich. Als aber vor zwei Jahren etwa, der Lehrstuhl für die Glaubenslehre erledigt war, da schlugen die theologischen Professoren den Dr. Strauß von Ludwigsburg vor und die betreffenden Behörden genehmigten den Vorschlag. Der Doktor Strauß ist aber bekannt geworden durch ein Buch über das Leben Jesu, welches großes Aufsehen gemacht hat, allenthalben. In diesem Buche wird unser Heiland von aller Göttlichkeit entkleidet und menschlich dargestellt; also daß es bekämpft worden ist, von manchen gläubigen Gottesgelehrten und auch von weltlichen Gelehrten. Wie aber die Berufung des Doktor Strauß als Professor der Glaubenslehre in Zürich bekannt worden war, da erhob sich alsbald eine gewaltige Aufregung in Stadt und Land. Einen Gelehrten von solchen Ansichten wollten die Züricher die theologische Lehrkanzel und den Unterricht ihrer künftigen Geistlichen nicht anvertraut wissen, und manche Aeußerung des Unmuths, der Unzufriedenheit und des Zornes wurde laut, nicht nur gegen den Doktor Strauß, sondern auch gegen die Regierung, welche ihn berufen hat, und man mußte den drohenden Sturm nicht besser zu beschören, als daß man die Berufung des Doktor Strauß zurücknahm und ihn mit einem jährlichen Gehalte zu entschädigen suchte. Aber damit war die Gährung noch nicht beseitigt, denn der verlegte religiöse Sinn des Volkes hatte sich abgewendet von denen, so das Regiment führten, und die Freunde der alten Ordnung der Dinge, welche sich unehaglich fühlten in den neuen Verhältnissen des Landes waren ebenfalls nicht umhätig, also daß ein gewaltiger Umsturz der Regierung vorbereitet ward. So kam es, daß in den ersten Tagen des Septembers viel Volk sich sammelte und bewaffnet und Psalmen singend hineinzog in die Hauptstadt des Kantons, das neue Regiment umzuwerfen. Die Truppen der Regierung leisteten Widerstand. Allein nach kurzem, aber nicht unblutigem Gefechte traten die Mitglieder des Regierungsrathes

ab. Eines derselben, das vermittelnd zwischen die Massen treten wollte, war von einer Kugel getroffen worden. Die höhern Offiziere, welche die Truppen der Regierung geführt hatten, mußten Zürich in der Stille verlassen, um der Rache der Sieger zu entgehen. Solches ist geschehen in Zürich, und die Freunde der alten Ordnung der Dinge sitzen jetzt wieder im Regimente.

Anderes traf es im Kanton Tessino, welcher, wie schon sein Name sagt, von italienischem Volke bewohnt wird. Auch hier hat sich eine Bewegung erhoben, und die Gewalthaber gestürzt. Solches ist aber nicht von denen ausgegangen, welche das Alte wiederherstellen wollten, sondern umgekehrt, von Freunden des Neuen.

Auch in Wallis ist alter Haß zur That geworden. Das Wallis ist das große Thal der Rhone oder des Rhodans, wie der teutsche Schweizer sagt, von den Quellen des Flusses bis zu seinem Eintritte in den Genfer See. Es theilt sich in Ober-Wallis und Unter-Wallis. In Ober-Wallis wohnen Teutsche, in Unter-Wallis Franzosen. Die Teutschen sind um die Hälfte weniger zahlreich als die französischen Einwohner; aber doch die Mächtigeren, weil sie zwölf Abgeordnete mehr zum Landtage schicken, als die Unter-Walliser. Daher schon seit Jahren große Unzufriedenheit in Unter-Wallis. Sämmtliche Einwohner des Landes sind der katholischen Kirche zugethan. Bei den Teutschen aber hat die Geistlichkeit einen gewaltigen Einfluß, absonderlich der Jesuiten-Orden; die französischen Einwohner aber haben entgegengesetzte Ansichten und Richtungen. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der alte Groll sich endlich Luft machte, und Unter-Wallis feindlich auftrat gegen Ober-Wallis und der Kanton sich sonderte nach seinen natürlichen Abtheilungen. Es war aber an eine friedliche Unterhandlung Anfangs nicht zu denken, nein mit den Waffen in der Hand wollte der eine Theil sein Recht erobern, der andere das Seinige wahren, und die Tagsatzung dachte schon daran, wie sie ein Heer aufbde, das zwischen die feindlichen Kantons-genossen treten und den Frieden anbieten oder erzwingen sollte. Inzwischen haben sich aber die Gegner verglichen und Unter-Wallis ist nicht zu kurz gekommen.

Vom Schweizerlande ostwärts geht es in die teutschen österr-eichischen Erblande, und fühlen sich dieselben allzumal wohl unter der milden Regierung Ferdinand I. Auch in Ungarn hat sich der Kaiser als wohlwollender König gezeigt, und manches wohlthätige Gesetz ist verabschiedet worden beim letzten Reichstage, und den Ungarn ihre Sprache freigegeben worden für öffentliche Urkunden und Verhandlungen, in-

zwischen ist es Manchen noch nicht genug gewesen, und auf dem Reichstage hat sich ein großer Geist der Bewegung gezeigt.

Im Oesterreich stößt mit seiner Provinz Schlesien, das Königreich Preußen. Und noch saß zu Anfang des verfloßenen Jahres auf dem königlichen Throne Friedrich Wilhelm der Dritte, ein hochbetagter Herr. Es hat ihm Manches die letzten Tage seiner Regierung getrübt. Einmal die Noth seiner Untertanen in den Provinzen, welche an Rußland oder Polen grenzen. Die russische Regierung, welche ihren inländischen Handel und die russische Gewerbsthätigkeit auf alle mögliche Weise zu einer großen Höhe emporzuheben trachtet, will nichts hineinlassen von Außen, als was gerade unumgänglich nothwendig ist. Deshalb hat sie die Grenzen dem ausländischen Verkehre so zu sagen völlig verschlossen, und wo sonst lebendiger Verkehr war zwischen Schlesien oder Ost- und Westpreußen und Polen, da hat jetzt jeder Austausch ein Ende, zum großen Nachtheil der preussischen Provinzen. Die preussische Regierung hat es zwar nicht fehlen lassen an Versuchen, einen Handelsvertrag abzuschließen, die russische Regierung bleibt aber bei dem einmal eingeführten Grenzwere.

Sum andern sind es die Kirchenverhältnisse, welche in neuester Zeit Friedrich Wilhelms Tage getrübt haben. Es ist erzählt worden in dem Kalender für das Jahr 1840, wie der Erzbischof von Posen richterlich zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt war, aber frei in Berlin einherging, auf sein Wort, nicht in seinen erzbischoflichen Sitz zurückzukehren. Allein der Erzbischof glaubte sich nicht gebunden an dies Wort, sondern hielt sich verpflichtet zur Rückkehr in seinen erzbischoflichen Sitz, also machte er sich auf gen Posen und es war großer Jubel, absonderlich bei der Geistlichkeit ob dieser Rückkehr. Allein die weltliche Gewalt sah die Sache mit andern Augen an, und nicht mit freudigen. Deshalb ward der Erzbischof eines Morgens unter Bedeckung weggeführt nach Solberg. In Posen aber hat dies einen großen Eindruck gemacht, und die Geistlichkeit hat keinen Versuch gemacht, ihren Unwillen über die Entfernung des Erzbischofes recht deutlich an den Tag zu legen und ihn dem Volke mitzutheilen in dem Lande Posen. Keine Draht tönte mehr, jede Glocke schwieg, kein Gesang erfüllte die Kirche, es sollte Trauer sein im Lande, und wäre der weltliche Arm nicht mächtig gewesen, so hätte man auch keine weltliche Musik gehört zur Belustigung des Volkes. Ueberdies ließ das Domkapitel alle einkommenden Schreiben unerbroschen liegen, was ungemeine Geschäfts-Verwirrung herbeiführen mußte.

Der König Friedrich Wilhelm III. sollte das Ende

dieses Kampfes zwischen der weltlichen Macht und der Kirche, nicht mehr erleben. Seine Ahnung, daß er dahinscheiden werde im Jahre 1840 ist in Erfüllung gegangen. Umgeben von den Seinigen ist er verschieden am heiligen Pflingstage, am 7. Juni 1840, im 70sten Jahre seines Lebens, im dreiundvierzigsten seiner Regierung.

Die Regierung ist übergegangen in die Hände Friedrich Wilhelm des Vierten, des bisherigen Kronprinzen. Und das Jahr seiner Thronbesteigung ist ein wichtiges Erinnerungsjahr für einen König von Preußen gewesen, denn gerade vor hundert Jahren, im Jahr 1740 hat der große Friedrich, welcher den Grund zu der preussischen Macht gelegt hat, den königlichen Thron bestiegen.

Seinem Wunsch und Willen gemäß ist der hingesehene König beigesetzt worden zu Charlottenburg neben seiner vorangegangenen Gemahlin, ohne sonderliches Gepränge; denn er hat die Einfachheit geliebt im Leben vor Vielem.

Der neue König aber hat den letzten Willen seines Vaters, worin ihm dieser seine neuen Pflichten an das Herz legt, offen bekannt gemacht allem Volke. Und der verstorbene König warnt darin seinen Sohn, eben so vor allzugroßer Anhänglichkeit an das Alte, als vor allzugroßer Hinneigung zum Neuen; und rath ihm festzuhalten am guten Einverständnis mit Oesterreich und mit Rußland, weil in dieser Freundschaft die Bürgschaft des Friedens von Europa liege.

Der königliche Sohn aber, welcher den Vater betrauert hat, nicht mit äußerlichem Gepränge, sondern mit allen Zeichen eines wahren Schmerzes, ist nicht mehr in den ersten Jugendjahren, sondern ein Herr von fünfundvierzig Jahren und längst in die Geschäfte des Staates und der Regierung eingeweiht und arbeitet unablässig in den Geschäften des Staates, und der nächste Kalender wird von ihm erzählen können, wie er die einzelnen Theile seines Reiches besucht und mit welchen neuen Anordnungen er sein Regiment begonnen hat. Und die Erzählung wird, wie man jetzt schon sagt, mit einem großen Akte königlicher Gnade beginnen, und jetzt schon weiß man, daß der König den Erzbischof von Posen hat in seine Döces zurückkehren lassen.

Neben Preußen liegt das Königreich Hannover. Es ist hier noch nicht viel anders worden in der öffentlichen Stimmung und in dem Kampfe der Ansichten. Auch in diesem Jahre haben sich diejenigen, welche das Staatsgrundgesetz von 1833 als das allein gültige anerkennen, und den König nicht für berechtigt ansehen, solches allein, und ohne Zustimmung des Landes oder seiner Vertreter aufzuheben, zu keiner andern Uebersetzung bringen lassen. Der König dagegen und

seine Regierung sind fortgeschritten auf dem einmal betretenen Wege.

Die einzelnen Körperschaften sind indeß nicht müde gewesen, sich zu verwahren und zu protestiren und die hohe Bundes-Versammlung hat auch gesprochen in den hannoverschen Angelegenheiten. Sie hat ausgesprochen, daß der König, um dem aufgeregten Lande die Ruhe wieder zu geben, mit den dermaligen Ständen sich über eine Verfassung vereinigen solle. Das hat nun die königlich hannoversche Regierung so genommen, daß unter der maligen Ständen nicht solche zu verstehen seyen, die nach dem Grundgesetze von 1833 gewählt seyen, als welches gar keinen Bestand mehr habe, sondern vielmehr solche, die nach dem Patente von 1819, das wieder in Kraft getreten seye, gewählt seyen.

Solches ist öffentlich verkündet worden. Deßungeachtet hat es unfägliche Mühe gekostet, eine vollständige Kammer zusammenzubringen. Die alte Weigerung zu wählen, Wahlen aus der Minderheit der Wahlmänner hervorgegangen, Abankungen nach geschener Wahl und alles, was früher vorgekommen ist, hat sich abermals gezeigt. Inzwischen sind die Stände zusammengelassen, und ist ihnen ein Verfassungsentwurf vorgelegt worden. Die zweite Kammer besonders hat eine große Friedensliebe und Nachgiebigkeit in der Annahme des Entwurfes gezeigt. Und so ist denn endlich im August 1840 eine neue Verfassung auf diesem Wege zu Stande gekommen, und der König hat bei ihrer Genehmigung versichert, daß er nur das Glück des Landes wolle. Ob aber die neue Verfassung, welche bedeutend von dem Staatsgrundgesetze von 1833 abweicht, wirklich für das Land ein Werk des Friedens seyn werde und die Ruhe und die Zufriedenheit mit ihr einkehrt in dem aufgeregten Lande, das möge der geneigte Leser abwarten. Die Stadt Donaubrück, die sich besonders thätig bei dem Verfassungskampfe gezeigt, hat bereits dagegen protestirt.

Vom hannoverschen Lande aus gehen wir, Hausfreund und Leser nun ganz schnelle durch das mittlere Teutschland. Wir bemerken bei Sachsen nur, daß es freudig ausblüht, unter einem hochberzigen Könige und einer wohlwollenden Regierung in seiner nunmehrigen Verfassung. Von dem kleinern Landen aber, die in dem mittlern Teutschland liegen, darf der Hausfreund eines diesmal nicht unberührt lassen, nämlich das kleine Fürstenthum Schwarzburg-Sonderhausen. Was in dem kleinen Lande Fürst Günther thut, das muß Anerkennung finden in ganz Teutschland. Sucht er nicht wie ein wohlgestinnter guter Haus- und Familienvater das Glück und den Wohlstand seiner Untertanen zu fördern in jeder Weise? Hebt er nicht Sitte und Bildung seines Vol-

tes mit allen Kräften? Hat er nicht alle Mißbräuche angefaßt, die in dem Lande wucherten von früherer Zeit her?

Es wird jetzt dem geneigten Leser immer leichter gemacht weiter zu kommen, überall entstehen Eisenbahnen, in Sachsen, in Preußen, in Baiern, im Tauerns-Gebirge und bei uns auch wird der rheinische Hausfreund ferner nicht nöthig haben, das Land zu Fuß zu durchwandern, nein er wird es durchfliegen können auf der Eisenbahn, und kann es schon zwischen Mannheim und Heidelberg.

Wir aber nehmen den Weg über Hessen, wo die Stadt Darmstadt, wie oben schon erwähnt, vornehmer Gäste, großer Feierlichkeiten und lauten Jubels voll war. Die künftige Kaiserin aller Rußen hat bereits das väterliche Haus und die Heimath verlassen, und ist in Begleitung ihrer künftigen Schwiegermutter abgereist nach Rußland.

Wir aber treten in das badische Land und fühlen uns überall daheim. Ueberblicken wir, was sich begeben hat, seit einem Jahr, oder seit dem der Hausfreund von 1840 erschienen ist, so finden wir im Kürstenhause die Freude hoher Eltern vermehrt. Eine kleine Prinzessin, Cäcilie in der heil. Taufe benannt, ist dem Großherzoge geboren worden, am 20. Sept. 1839.

In der vaterländischen Geseßgebung ist auch wieder manches vorgeführt, und der im Jahr 1840 fortgesetzte Landtag von 1839 hat eine große und unermüdete Thätigkeit an den Tag gelegt.

Somit aber sieht es, um die Zeit, wo der Hausfreund dies niederschreibt, kriegerisch aus im Lande und in der Nachbarschaft. Kommt nicht zum ersten Male die achte Abtheilung des teutschen Bundesheeres zusammen bei Heilbronn? Hierzu gehören aber Würtemberg, Baden und das Großherzogthum Hessen, und das vereinte Heer wird auch in einem Theile unseres Landes seine kriegerischen Uebungen halten und die Stadt Schwetzingen wird eine schöne Versammlung von Fürsten und Feldherrn und Kriegern aller Waffen vereint sehen.

Damit aber unser schönes Land seinen Namen bewähre, den es wohlthätigen Quellen verdankt, ist in Rottenfels, am Eingange des Murgthals ein neuer Quell hervorgefördert, der Müden Labung, Kranken Genesung verleiht. Auf dem Gute des Herrn Markgrafen Wilhelm, bei Anlaß eines Bohrversuches auf Steinkohlen hat sich die Quelle gezeigt, und ist von kundigen Männern heilsam erklärt worden für manche Leiden. Deswegen hat sie der hohe Besitzer fassen lassen, und eine Trinkhalle bauen und Bäder, und die Quelle heißt Elisabethen-Quelle, nach dem Namen der fürstlichen Gemahlin ihres Eigenthümers, und die Kräfte des wohlthätigen Wassers haben sich bewährt bereits an Vielen, die da Heilung suchten.

Hiemit schließt der Hausfreund diesmal und wünscht dem Leser für das neue Jahr Glück und Segen.

Alphabetisches Verzeichniß der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämermärkte.

Der Hausfreund kann nicht selber auf alle Jahrmärkte kommen und nachsehen, ob sie in seinem Kalender richtig bezeichnet sind und ersucht deswegen die sämmtlichen Herren Orts-Vorstände die etwaigen Veränderungen oder Verbesserungen an den Verleger des Kalenders, K. F. Nag in Pforzheim, gelangen zu lassen. Neue Märkte die noch nicht angedeutet, oder auf diese Weise angegeben werden, erscheinen im nächsten Jahre.

Nach im Hegau, Vieh- und Krämermarkt auf Bartholomäustag (den 24. August.)

Nedelheim, hält Vieh- u. Krämermärkte am Tage nach Lichtmess, fällt dies auf Frei-, Sams-, oder Sonntag, am folg. mon.; 1. Dienstag im März; 8 Tage n. Okerdienst. bloß Krämermarkt, so wie an Mar. Seb. (8 Sept.) ist dies am Sams- oder Sonntag, am folg. montag; u. 1. dienstag im Nov. Kirchweihmarkt.

Nagelsbühl, auf Matthias.

Nipirbad, 1. Dienst. nach Michaelen, 2. Donnerst. nach dem 1. Mar., (fällt aber der Himmelfahrtstag ein, so wird er Dienst. darauf gehalten.)

3. Dienst. nach dem 28. August,

4. Dienst. vor Christtag.

Alt-Bressach, 1. Dienst. nach Lätare, 2. den 2. August, 3. auf Simon und Jud., fällt aber einer von beiden letzten auf den Sonntag, so wird der Markt montags darnach gehalten.

Altenkirch, den 25. Juli und 10. Aug.

Altensteig, 1. Dienst. vor dem Palmsonntag, 2. Donnerst. nach Pfingsten, 3. Dienst. nach Mar. Geburt,

4. Dienst. vor dem 1. Advent.

Altheim, 1. Lichtmess, 2. Allerheiligen.

Altkirch, den 20. Februar.

Altkersten, den 20. Mai u. 15. Aug.

Alzheim in der Pfalz, 1. Dienst. nach

Arton, 2. auf Michaelen.

Ammerbach, 1. Pfingstdienst, 2. 1. Erd.

Amorbach, 1. den 14. februar, 2.

den 31. Mai, 3. den 14. Sept.

Apfelsbach in der Pfalz, 1. mon

nach Georgii, 2. alt Sm. u. Jud.,

wenn er auch auf einen Sonnt. fällt.

Appenmeyer, 1) montag nach Aller-

2) montag vor Palmsonntag.

Arau, den 19. februar, 2. Juli, 6.

August, 22. Oktober, 19. Novbr.

Ashaffenburg, 1. Invoavit, 2. auf

Job., 3. auf Andreas.

Asperg, den 25. Juni.

Auggen, auf Matthäi im September,

fällt Matthäi auf einen Samstag

oder Sonntag, so wird er folgenden

montag gehalten.